Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechster Jahrgang

Nr. 5 — Leipzig, den 28. Januar — 1892

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1359 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Theologischer Verein HALLE a/S.

Inhalt: Ein halb vergessenes Stück Christentum: 1 — Versuch einer neuen Formulirung des alten evangelisch-reformatorischen Heilsglaubens von Jesus: 2. Die neue Formulirung selbst in elf Artikeln: Artikel 1: Der Heilsglaube als Ganzes; Artikel 2: Das Heil und die Heilsvollendung — Die Erneuerung der Häuslichkeit. Zur Frauenfrage — Pilgerreisen nach dem heiligen Lande im Mittelalter: 1. Bis zur Abreise — Die Warnecksche Missionszeitschrift — Die deutsche Alkoholfrage: 6. Der Genuß der alkoholischen Getränke, vom wirtschaftlichen Standpunkte betrachtet — Zur Sache des Pfarrers Klein — Verschiedenes: Die Beschlüsse der preußischen Generalsynode; Flugschrift des Zentralausschusses für innere Mission: Ein sogenannter Kunstverlag; Das Jahresregister — Anzeigen

Ein halb vergessenes Stück Christentum

1

Wir wissen, daß wir aus dem Tode in das Leben gekommen sind: denn wir lieben die Brüder. Wer den Bruder nicht liebet, der bleibet im Tode. 1. Joh. 3, 14.

Die innere Logik dieses Spruches hat etwas Ueberwältigendes. Und zwar darum, weil sie unserm gewöhnlichen christlichen Denken ebenso fremd wie an sich großartig ist. Die Pointe liegt in dem Wörtchen „denn." Wir Christen, sagt der Apostel, sind unsrer Rettung aus dem Tode gewiß: — denn wir lieben die Brüder. Unsre vorhandne Liebe zu den Brüdern ist die Thatsache, in der unsre Gewißheit der Erlösung zum Leben wurzelt, aus der sie ihre Kraft zieht, von der sie existirt. Hätten wir unsre Brüder nicht lieb, so wäre das Todesverhängnis über uns noch nicht gebrochen: wer den Bruder nicht liebet, der bleibet im Tode.

Hier ist die christliche Bruderliebe so sehr zum unentbehrlichen Kennzeichen echten Christenstandes gemacht, daß sie beinahe zur Bedingung dafür wird. Wo Bruderliebe, da auch das Heil; wo keine Bruderliebe, da Tod. Nun sind wir ja gewohnt, Liebe von jedem Christen zu fordern und als Wirkung des Glaubens zu erwarten; aber doch sind wir unter dem Einfluß der Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben sehr nachsichtig dagegen, wo diese Liebe fehlt. Gott, der in seiner Christenheit mir und allen Gläubigen täglich alle Sünden reichlich vergiebt, vergiebt mir auch, wenn ich lieblos gewesen bin, immer und immer wieder, siebenzigmal siebenmal. Wenn ich nur Glauben habe, mich mit meinem ganzen Herzen und Verlangen demütig und zuversichtlich an den Herrn Jesus Christus hänge, an die durch ihn mir offenbarte väterliche göttliche Güte und Barmherzigkeit, bin ich damit vom Leben zum Tode hindurchgedrungen. Das ist doch eben evangelische Anschauung, daß der Glaube an Gott **alleinige** Bedingung des Heils ist, nicht eine Liebe zu irgendwem; daß ich schon dann, wenn ich Gottes Gnade in demütigem Vertrauen ergriffen habe, „gerechtfertigt" bin, d. h. so, wie mich mein Gott haben will und mich brauchen kann für sein ewiges Himmelreich. Johannes aber sagt: Wer nicht **liebt** — mag er auch Glauben haben —, der bleibet im Tode.

Nun, Paulus sagt das auch: Wenn ich allen Glauben hätte, also daß ich Berge versetzte (!), und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts.

Aber von dem Verhältnis zwischen Glaube und Liebe wollen wir in diesen Artikeln nicht handeln. Das Zerrbild von der „Rechtfertigung aus dem Glauben allein," das in vielen Gemütern unsrer evangelischen Christenheit noch sein Wesen treibt, das zu beseitigen ist wohl Predigt, Unterricht und allerlei christliches Liebeswerk überall geschäftig. Was wir ein halbvergessenes Stück Christentum nennen und für viele Christen ein ganz vergessenes ist, das ist die Liebe, von der unser Spruch im besondern redet: die **christliche Bruderliebe.** Christliche Bruderliebe ist nämlich etwas ganz andres als Nächstenliebe, allgemeine Menschenliebe oder gar jene natürliche Liebe, in der Juden, Heiden und Türken uns leicht voraussein können. Christliche Bruderliebe ist von aller Liebe die den Christen eigentümlichste.

Verloren ist offenbar vor allem der Name. Es fällt uns nicht ein, uns „Brüder" und „Schwestern" zu heißen. Höchstens thut das der Prediger auf der Kanzel. Und solche Worte, die nur Kanzelworte sind und immer nur Kanzelworte bleiben, müssen doch wohl im Leben keinen rechten Rückhalt haben, keinen guten Boden finden, darin zu wurzeln. Die Pastoren nennen sich Brüder, man könnte fast wünschen, daß sie es nicht thäten, da das auch eins der Stücke ist, die zum besondern Eigentum ihres Standes geworden sind, während sie den Christen insgemein gehören. (Mit dem Titel „Geistliche" steht es ebenso.) Aber da der Brudername von ihnen ja nicht im Ernst ausschließend gemeint ist, sie ihn z. B. den Brüdern der Brüderhäuser gern gönnen, so mag er ja bleiben; recht geübt ists ein guter Brauch. — Noch haben wir eine Brüdergemeine oder Brüderkirche. Ihre Glieder nennen sich wirklich durchgehend Brüder und Schwestern, und vielfach ist auch noch das alte freundliche Du in Uebung. Vielleicht hat die Brüdergemeine ihre geschichtliche Mission an unsrer evangelischen Christenheit noch nicht zu Ende erfüllt: sie allein predigt durch ihren Namen und manche ihrer Einrichtungen laut und vernehmlich von dem sonst fast vergessenen Stück Christentum, das wir meinen.

Möchte uns der Name doch fremd sein, wenn wir nur die Sache hätten! Aber sie ist wirklich keine Macht in unsrer Kirche, die christliche Bruderliebe. Wir vermissen sie nicht nur im Leben, in der Praxis — dann könnte man sich ja dabei beruhigen, daß unser praktisches Christentum immer etwas recht Unvollkommnes bleibt —, nein auch in der Predigt und in der Unterweisung. Fordert irgend ein Schriftwort, daß von ihr die Rede sei, dann geschieht es; aber gleichsam zufällig; sie lebt nicht einmal als **Ideal** in aller gläubigen Christen Seele. Sie gehört nicht zu den religiösen Grundgedanken, auf denen sich unser ganzes inneres Christenleben aufbaut, und Unzählige, die ein sehr energisches Christentum entwickeln, kommen ohne sie aus. Unter dem Titel „christliche Liebe" werden oft ganz andre Dinge gepriesen und begehrt, als diese Bruderliebe. Und doch kann das nicht recht sein, wenn anders Johannes recht hat: Wir wissen, daß wir aus dem Tode in das Leben gekommen sind, denn wir **lieben die Brüder.**

Worin besteht denn also diese „christliche Bruderliebe"?

R

Versuch einer neuen Formulirung des alten evangelisch-reformatorischen Heilsglaubens an Jesus,

den Brüdern zur Rechten als eine Eintrachtsformel dargeboten von einem kirchlichen Nichtorthodoxen

2. Die neue Formulirung selbst in elf Artikeln

Wer da will auf Erden schon selig (des Heiles teilhaftig) werden, der muß einzig und allein das eigene (spezielle, persönliche) Vertrauen des Herzens auf Jesum, seinen Heiland, besitzen. Dies ist aber das eigne Herzensvertrauen auf Jesum, unsern Heiland:

Artikel 1: Der Heilsglaube als Ganzes

Allein im Glauben (indem wir uns mit herzlichem Vertrauen „geloben“) an Jesum von Nazareth, unsern alleinigen Heiland, sind wir unsers christlichen Heiles gewiß. Wir sind in seliger Zuversicht felsenfest gewiß, allein von der Gnade Gottes durch die Gnade Jesu von Nazareth das Heil, das wir selbst als das schlechthin unüberbietbare Heil für uns empfinden und beurteilen, für immer zu besitzen, zu behalten und zu empfangen. „Wir glauben, durch die Gnade des Herrn Jesus selig zu sein und zu werden“ (Apgesch. 15, 11).

Dieser unser Glaube ist Vertrauen, darum ist er seinem Wesen nach kein Wissen um die Vergangenheit, darum bezieht er sich überhaupt nicht zuerst auf die Vergangenheit, sondern zuerst auf unsre eigne Gegenwart und Zukunft, und nur insofern auf die Vergangenheit, als er uns sagt, daß dieselbe Gnade und Hilfe, die wir für die Sünder bei Jesus in der Vergangenheit anschaulich und lebendig vor Augen sehen (im Evangelium), auch „für uns“ in Gegenwart und Zukunft von Gott nur durch einen Glaubensblick auf den geschichtlichen Jesus zu erlangen ist.

Dieser unser Glaube ist Vertrauen des Herzens, darum kann er seiner Art nach sich auf nichts andres in der Bibel beziehen, als auf die das Herz treffenden, für unsre Gegenwart und Zukunft uns gegebenen Verheißungen*) und auf die Gnade, Treue und Hilfe dessen, der sie uns giebt.

Dieser unser Glaube macht selig, und zwar schon hier sofort und durch sich selbst, d. h. wo er ist, da werden, ja da sind die Herzen fröhlich; darum ist er nicht ein von vornherein blind unterwürfiges Fürwahrhalten alles dessen, auch des Gleichgiltigen und unser Heil nichts Angehenden, was in der Bibel steht, sondern ein von Beteiligung des Gemütes am bestimmten Inhalt begleitetes, durch Beteiligung des Gemütes am bestimmten Inhalt geleitetes und gestütztes Fürwahrhalten von Verheißungen, die uns angehen und uns Gutes, Wertvolles, Tröstliches, Seliges zusagen. Er ist also die fröhliche Gewißheit unsers eignen, in Jesu Christo uns angebotenen Heiles. Sein Gegenstand ist das Evangelium in der Bibel, die gute fröhliche Botschaft von unserm ewigen Heile in Jesu Christo.

Dieser unser Glaube, als lebendiger, schafft gute Werke, macht also sittlich, heilig, gerecht und gut: darum muß das Gute und Tröstliche, das Heil, worauf er sich als Vertrauen bezieht, einen sittlichen Inhalt haben; dieser Inhalt ist die sittliche und daher gemeinschaftliche Vollendung der Kinder Gottes nach dem Ebenbilde Gottes und Jesu Christi, er ist das Reich Gottes, in dem wir unter Jesu Christo leben und ihm dienen werden in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit, das Reich Gottes, das hier beginnt und dort vollendet wird.

Dieser unser Glaube ist seinem Wesen nach nicht die Zustimmung des Verstandes zu irgend welchen verstandenen und bewiesenen oder ohne Verständnis nachgesprochenen Lehren, sondern er ist ein lebendiges Verhältnis des ganzen innern Menschen zu lebendigen Personen und zu ewigen Gütern,

*) Heidelberger Katechismus, Frage 22: „Was ist aber einem Christen not zu glauben? Alles, was uns im Evangelio verheißen wird, welches uns die Artikel unseres allgemeinen, ungezweifelten christlichen Glaubens in einer Summa lehren.“ — Die Bedeutung der drie Artikel also besteht darin, uns zu lehren, „was uns im Evangelio verheißen wird.“ Vergl. Luthers kl. Katechismus. IV. Hauptstück: „sie giebt die ewige Seligkeit allen, die es glauben, wie die Worte und Verheißungen Gottes lauten.“

zu Gott und zu Jesu Christo und zu dem in ihnen vorhandenen Heil, er ist ein lebendiges Ergreifen der Barmherzigkeit Gottes und der Barmherzigkeit sowie des innern Reichtums, des innern Lebens, der innern Gerechtigkeit und Heiligkeit Jesu Christi, und in solchem Verhältnis, in solchem Ergreifen ist er Genuß, Trost, Friede und Freude des Gemütes und Hingabe, Thatkraft und Entschlossenheit des Willens zugleich.

Die feste, herzliche, fröhliche Zuversicht, gemäß dem eignen höchsten Wunsche durch Jesum Christum zu Jesu Christi eigner persönlich-sittlicher Charaktervollendung trotz Sünden und Tod mit allen andern Kindern Gottes berufen und bestimmt zu sein und hierzu dauernd in Jesu Lebensgemeinschaft (durch das Evangelium von ihm) ermutigt, belebt, gekräftigt und befähigt zu werden — nur diese Zuversicht erfüllt alle oben genannten Bedingungen des rechten Glaubens. Sie trägt auch die Gewißheit der Allmacht und Weltregierung Gottes deshalb in sich, weil sie die Gewißheit enthält, daß nichts aufkommen kann ohne Gottes gnädigen Willen, weil das ja dann mächtiger sein würde als er und ihn hindern könnte, seinen gnädigen Heilsratschluß mit uns durchzuführen.*)

Diese Zuversicht allein giebt uns auch den fröhlichen, sieghaften Mut zum treuen Schaffen und Wirken an unsrer eignen und an unsrer Brüder sittlichen Charaktervollendung, weil sie die Gewißheit ist, daß solche sittliche Arbeit an der Menschheit nicht vergeblich und ziellos ist, nicht im Sande verläuft, sondern daß ihr ewig bleibendes Ergebnis eine Gemeinde aller einzelnen durch Jesu Gnade von Sünde und Tod Erlösten sein wird.

Dies ist unser seliger evangelischer Glaube, als Ganzes nichts andres als die fröhliche und mutige, bußfertige und demütige, auf Jesus gegründete und aus Jesus geschöpfte Gewißheit unsers eignen ewigen Heiles.

Artikel 2: Das Heil und die Heilsvollendung

Das Heil, zu dem wir uns als evangelische Christen bekennen, besitzen wir im Glauben (d. h. in dem persönlichen Vertrauensverhältnis zu Gott, als unsern Vater durch Christus und zu Christo als unserm lebendigen Heiland) bereits jetzt schon auf Erden, wir hoffen es, als Heilsvollendung, für unsre jenseitige Zukunft, und wir erstreben es für unsre nächste diesseitige, aber auch für unsre ewige jenseitige Zukunft.

Das Heil als gegenwärtiger religiöser Besitz ist zuerst das Herz, die uns in Christo zugewandte väterliche Gnade und Liebe, des Heilsgebers: wir haben Versöhnung mit Gott, Ruhe und Frieden, Seligkeit und Genuß in dem Vertrauen, daß die Gnade Gottes in Christo, die uns das ganze Heil für Zeit und Ewigkeit von Herzen gönnt und sich unsrer Seligkeit in diesem Heile von Herzen freut, dauernd auf uns gerichtet ist, dauernd uns umfaßt und schirmt und trägt und deckt.

Dieser gegenwärtige religiöse Heilsbesitz ist sodann die uns in Jesu innerer Herrlichkeit zu teil gewordene anschauliche Verheißung und Darbietung der uns zugedachten Heilsgabe: im Vertrauen nehmen wir uns des ganzen innern Reichtums Jesu Christi an, als eines uns bereits zugedachten und angerechneten, uns einst schmückenden Gutes. Der einstige wirkliche Besitz dieses Gutes ist uns schon jetzt im Vertrauen so zweifellos gewiß, daß wir schon jetzt uns alles das zurechnen, was Jesus Christus ist und hat. In solchem, in Glauben und Hoffnung ergriffenen, vollkommenen Heile finden wir schon jetzt unsre volle Seligkeit.

Dieser gegenwärtige religiöse Heilsbesitz besteht drittens darin, daß wir stets im Vertrauen, zeitweilig auch auf Grund innerer Erfahrung, dessen gewiß sind, daß in und mit der vertrauensvollen Aneignung der uns in Christo verheißungsmäßig dargebotenen religiös-sittlichen Heilsgabe sich in unserm Herzen

*) „Wer will mir den Himmel rauben, den mir schon Gottes Sohn beigelegt im Glauben?“ — Heidelberger Katechismus Frage 1: „Was ist dein einiger Trost im Leben und im Sterben? — Daß ich mit Leib und Seele, beides, im Leben und im Sterben, nicht mein, sondern meines getreuen Heilandes Jesu Christi eigen bin, der . . . mich . . . erlöset hat, und also bewahrt, daß ohne den Willen meines Vaters im Himmel kein Haar von meinem Haupte kann fallen, ja auch mir alles zu meiner Seligkeit dienen muß.“

auch immer schon in irgend einem Maße eine **thatsächliche Mitteilung** dieses in Christo von unserm Glauben mit herzlichem Wohlgefallen betrachteten und für uns selbst sehnlichst gewünschten, gehofften und ergriffenen Heiles vollzieht: unser Gemüt beginnt nämlich mit demjenigen innern Gute schon erfüllt zu werden, auf das es sich in Vertrauen, Wohlgefallen und Hoffnung richtet. — Also der beginnende Vollzug der thatsächlichen **Heilsmitteilung** (des „**Heilsgebens**"), der Ueberleitung des innern göttlichen Lebens Jesu in uns, ist das dritte Stück unsers gegenwärtigen religiösen Heilsbesitzes.

Wir Christen wissen uns als eine **Vielheit** von der in Jesu erschienenen Huld des Heilsgebers umfaßt, und sind im Vertrauen dessen gewiß, daß uns **vielen** die in Jesu erschienene innere Heilsgabe verheißen und zugedacht ist, und daß in uns, als einer Vielheit, sich die Erfüllung dieser Verheißung, die wirkliche Mitteilung des Heiles durch die Glaubensgemeinschaft mit der geschichtlichen Gestalt Jesu von Nazareth, bereits zu vollziehen beginnt. Die Gemeinschaftlichkeit unsers christlichen Heiles und die Gemeinschaft, in der wir dadurch unter einander stehen, ist ein weiteres, viertes Merkmal unsers gegenwärtigen religiösen Heilsbesitzes.*)

Dieser unser religiöser Heilsbesitz ist, als gegenwärtiger in konkreten irdischen Lebensverhältnissen vorhanden und wird gerade darin geübt und bewährt und behauptet. So wird der Besitz der väterlichen Liebe und Gnade Gottes sofort zu der heldenhaften Zuversicht, daß **alle Dinge**, daß auch alles, was verletzend oder erfreuend in unser Leben eingreift, von der allmächtigen Liebe dessen beherrscht und uns gesandt wird, der uns das Heil gönnt, und daß daher kein Ding und kein Ereignis und keine Macht uns unser Heil rauben kann, daß aber **alle Dinge** unserm Heilsbesitze nützen und dienen müssen, wenn wir selbst diesen Dienst nur nicht hindern. Somit ist unser gegenwärtiger religiöser Heilsbesitz ein furchtloser Mut gegenüber allem, das da kommen mag, ein völliger Sieg über alle irdische Sorge, Gefahr, Not und Unzufriedenheit, und eine in der **Versöhnung** mit Gott schon gegebene Zufriedenheit und Versöhnung mit dem Weltlauf und mit unsern Lebensschicksalen. Solches ist er in der Gewißheit, daß alles von Gottes Hand weise und gut zu unserm ewigen Heile geleitet wird, und daß dieses Heil uns unverlierbar ist. — In jeder Religion möchte der Mensch in irgend einer Weise eine Erlösung und Errettung aus seinen Leiden und Nöten besitzen. Heidnisch (und mit ganz einzelnen darüber hinausgehenden Ausnahmen auch alttestamentlich) ist es, durch Religion **äußerliche** Befreiung von Leiden zu suchen. Solche Befreiung besitzt niemand durch Religion, weil der Fromme nicht weniger leiden muß, als der Gottlose. Buddhistisch (in andrer Art auch muhammedanisch, neuplatonisch, stoisch, fatalistisch) ist es, eine zwar **innere Erlösung** von den Leiden zu suchen, aber dieselbe besitzen zu wollen durch **Wegwendung des Geistes** von den Leiden, durch Vergessen, Verschlafen, Verträumen derselben in irgend einem Rausche der Andacht oder in irgend einer Abstumpfung der Empfindung gegenüber dem „Unabänderlichen." Solches Vergessen und solche Abstumpfung erreichen zwar die entsprechend Frommen und Weisen meistens wirklich, aber weil das wenig tröstlich ist, weil volle Zufriedenheit darin nicht erreicht wird, kommt es dadurch nicht wirklich zu einer vollendeten innerlichen Erlösung von den Leiden. Auch im Christentum suchen wir **innere Erlösung** von den Leiden, von denen der Christ äußerlich so wenig frei ist, wie irgend ein andrer Mensch.**) Solche innere Erlösung **finden und besitzen** wir aber, als Christen, wirklich **in der** bereits geschilderten **Zufriedenheit und Versöhnung mit den Leiden**, die wir nicht vergessen, und denen gegenüber wir uns nicht abstumpfen. Wir **vertrauen**, daß unser **Vater** uns auch den bittern (also von uns schmerzlich empfundenen) Kelch zu unserm ewigen Heile reicht. In solcher Heilsgewißheit sind wir dann über die Leiden wahrhaft getröstet, mit den Leiden wahrhaft versöhnt und eben dadurch wirklich davon erlöst. Können wir doch mit Paul Flemming rühmen: „Es kann mir **nichts** geschehn, als was er hat ersehn, und was mir selig ist," und mit Paul Gerhardt: „Die Trübsal trübt mir nicht mein Herz und Angesicht, das Unglück ist mein Glück, die Nacht mein Sonnenblick." Diese durch **Versöhnung gewonnene innere Erlösung** ist die „Freiheit und Königsherrschaft eines Christenmenschen." Von ihr sagt Luther:

> Was das Königtum angeht, so wird ein jeglicher Christenmensch durch den Glauben so hoch erhaben über alle Dinge, daß er gar aller ein Herr wird durch geistliche Macht, sodaß ihm kein einzig Ding irgendwie **schaden** kann, ja es muß ihm alles unterthan sein und dienen zur Seligkeit. Nicht, daß mit **leiblicher** Macht irgend einer der Christen über alle Dinge gestellt sei, sie zu besitzen oder zu brauchen, denn das ist Sache der Könige und Fürsten; so wir ja doch aus der **Erfahrung selbst sehen, daß wir allen Dingen unterworfen sind, viel leiden und sogar sterben.** Dies ist eine **geistliche Herrschaft, die da herrscht inmitten der Feinde und mächtig ist mitten in Unterdrückungen**; das ist, daß die **Kraft in der Schwachheit vollendet wird, und daß** ich in **allen Dingen gewinnen kann zur Seligkeit, also daß** auch **Kreuz und Tod müssen mir dienen und nützlich sein zur Seligkeit.** Das ist gar eine hohe und herrliche Würdigkeit und eine rechte **allmächtige Herrschaft**, ein geistlich Königreich, da **kein Ding ist so gut, so böse, es muß mir dienen zum Guten.** Siehe, das ist die köstliche Freiheit und Gewalt der Christen.

Zu solcher Freiheit von allen Leiden, zu solcher Herrschaft über alle Leiden ist die christliche Heilsgewißheit der einzige Weg. Diese Freiheit und Herrschaft **über alle Dinge** ist das fünfte und letzte, aber wahrlich nicht das geringste Merkmal **unsers gegenwärtigen religiösen Heilsbesitzes.**

Dieser unser gegenwärtiger religiöser Heilsbesitz wird bei uns um so gesunder sein, je mehr alle seine hier getrennt und nach einander beschriebenen einzelnen Momente und Merkmale in einer lebendigen und einheitlichen Gesamtanschauung uns möglichst gleichzeitig gegenwärtig bleiben, sodaß keines dieser Merkmale einseitig und ohne gleichzeitige Mitwirkung aller übrigen auf uns einwirkt. In solchem umfassenden Bewußtsein unsers gegenwärtigen Heilsbesitzes bekennen wir selig: „Wir sind nun **Gottes Kinder**."

In diesem gegenwärtigen religiösen Heilsbesitz ist auch unsre **Hoffnung** auf die **jenseitige Vollendung** und auf den jenseitigen ewigen **Besitz des Heiles** schon enthalten. Zwar die äußere Art unsrer Beschaffenheit, unsers Seins und Lebens im Jenseits ist uns „noch nicht erschienen," die ist für uns noch ein Geheimnis. Aber um so gewisser ist unsre Hoffnung, daß wir dort unserm Herrn Jesus „gleich sein werden," gleich in dem ewigen, seligen, gemeinschaftlichen Besitz der Liebe und des Wohlgefallens des Heilsgebers, und gleich ebenfalls in dem ewigen, seligen, gemeinschaftlichen Besitz der Heilsgabe, nämlich der ganzen innern religiös-sittlichen Herrlichkeit, die uns in Jesu hier auf Erden erschienen ist. Wir hoffen in völlig gewissem Vertrauen darauf, in Jesu Reiche (wie hier unvollkommen, so dort vollkommen) unter ihm und mit ihm zu leben, ihn selig zu sehen, wie er ist, und ihm und den Brüdern thätig zu dienen „in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit"; wir vertrauen und hoffen zweifellos darauf, jene Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit, die Jesus hier auf Erden schon vollkommen besaß, in Ewigkeit vollkommen und gemeinschaftlich sowohl zu besitzen, als auch in einer neuen, zukünftigen, vollendeten Welt, thätig und wirksam zu gebrauchen. Diese Hoffnung auf den vollen ewigen, selig bewußten Besitz und Gebrauch der innern Gerechtigkeit, Reinheit, Vollkommenheit und Herrlichkeit Jesu Christi läßt, je mehr wir vom sündigen Weltsinn bekehrt sind, jede andre Hoffnung auf **äußere** Herrlichkeit des **Himmels** weit hinter sich, weil uns die volle Erlösung von der **Sünde** nicht als eine **unerläßliche Vorbedingung zum höchsten Glück** gilt, sondern als **das einzige volle Glück selbst**,*) als das höchste und ewige Ziel aller unsrer Wünsche und aller Wege Gottes mit uns. Diese unsre christliche Hoffnung aufs Jenseits überbietet daher ebensosehr alle äußerlich-irdischen, weltlichen, sinnlichen Jenseitshoffnungen andrer Religionen, wie auch den von der buddhistischen Religion geforderten und gepriesenen

*) Vergl. Rade, Unsre Landgemeinden und das Gemeindeideal, S. 24, Z. 1—15.

**) Vergl. Ritschl, Drei akademische Reden, S. 11.

*) Vergl. Sulze, Ueber die Aufgaben der ev. Kirche; Dresden 1884. S. 15, Z. 3—8.

Verzicht auf den bewußten Besitz und thätigen Gebrauch jedes bestimmten Heilsgutes im Jenseits.

Das Heil, das wir auf Grund solchen im Glauben vorhandenen Heilsbesitzes und auf Grund solcher Heilshoffnung schon hier auf Erden erstreben, ist seinem Wesen nach dem Heile, das wir im Vertrauen besitzen und für das Jenseits hoffen, gleichartig. „Jeder, der solche Hoffnung hat zu ihm, der reinigt sich, wie er auch rein ist.“ Wir erstreben nichts andres, als in unserm religiösen Heilsbesitz immer tiefer einzuwurzeln und dem Ziele unsrer sittlichen Heilshoffnung schon hier auf Erden immer näher zu kommen. Die Gesinnung Jesu Christi, seine Gerechtigkeit und Reinheit, und die Bethätigung dieser Gesinnung in allen Lebenslagen ist auch der Gegenstand unsers Heilsstrebens. Dieses Streben wird durch unsern gegenwärtigen Heilsbesitz und durch die Gewißheit unsrer Heilshoffnung nicht eingeschläfert, sondern gerade angeregt, und erhält von daher, in der Gewißheit des Sieges und Erfolges, erst recht Mut und Thatkraft.

Dieses ewige Ziel unsers Heilsstrebens hat zu den irdischen Gütern und Zielen menschlichen Strebens eine doppelte Stellung. Einmal (ähnlich der buddhistischen Nirwana) eine negative, weil wir urteilen, daß die irdischen Güter, sobald sie für uns einzige und letzte Ziele des Strebens und einziger oder doch bester Besitz bleiben, sobald sie also nicht als dienende Mittel dem ewigen Heile untergeordnet und eingeordnet werden, durchaus eitel und nichtig und wertlos, weil des höchsten Heiles bar, sind („eine Hand voller Sand, Kummer der Gemüter“),*) und weil daher auch, sobald wir durch besondre Verhältnisse vor die Wahl gestellt würden, entweder auf alle irdischen Güter oder auf das ewige Heil zu verzichten, wir sofort mit Luther zu sprechen hätten: „Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, laß fahren dahin, sie habens kein Gewinn, das Reich muß uns doch bleiben.“ — Zugleich hat das Heil, das wir als Christen auf Erden schon erstreben (im Gegensatze zu der buddhistischen Nirwana), auch eine positive Stellung zu allen irdischen Gütern. Alle diese Güter können und sollen, als niedere Ziele, in das Streben nach dem höchsten und letzten Ziele eingeordnet und eingegliedert, als Stoff von dem Sauerteige des Reiches Gottes durchdrungen und durchwaltet werden.**) Das Streben nach niedern, irdischen Gütern und Zielen gilt uns evangelischen Christen nur dann als Sünde, wenn und so oft solche Güter und Ziele für uns zeitweilig höchste und einzige Ziele des Wünschens und Strebens werden, so oft wir also bei solchem Streben unser höchstes Ziel beiseite setzen. Sobald wir aber nach gesundem Leib, nach irdischem Gut, nach Ansehen und Achtung vor Menschen, nach Besitz einer eignen Familie, nach dem Wohle des Vaterlandes, nach Bildung und Wissenschaft deshalb trachten, um mit diesen Gütern, als mit Mitteln und Gaben, andern direkt oder indirekt***) dienen, und damit und darin Christi Liebesgesinnung andern gegenüber bethätigen und üben und in uns und in andern fördern zu können, so handeln wir gemäß dem evangelischen Glauben, daß auch diese irdische Welt mit allen ihren Gütern und Verhältnissen von demselben Gott geschaffen ist, der uns zum ewigen Heile in Jesu Christo berufen hat. Denn nach diesem Glauben ist unsre ganze irdische Welt mit aller Natur und Kultur nicht um ihrer selbst willen da, sondern, als dienendes Mittel und als zeitweiliges Herrschaftsgebiet, für das ewige Heil; sie kann und soll also diesem Heile dienstlich und förderlich werden. Durch diesen evangelischen Glauben allein sind wir in unserm Streben ebensosehr geschützt vor heidnischer Ueberschätzung dieser Welt und ihrer irdischen Güter (auch ihrer „höchsten geistigen“ Güter!), als seien diese um ihrer selbst willen da und hätten in sich selbst einen eignen bleibenden Wert, wie vor mönchischer und buddhistischer Unterschätzung aller irdischen Güter, als seien sie gänzlich unfähig, unserm Heile jemals zu dienen und dadurch einen Wert für die Ewigkeit zu erlangen, als seien sie daher unserm ewigen Heile nur und notwendigerweise schädlich und hinderlich. Auch diese Erde mit ihren irdisch-alltäglichen Arbeiten, Aufgaben, Gütern, Freuden und Leiden in allen ihren Verhältnissen und Gemeinschaften, so sehr sie auch jetzt noch immer von der Sünde durchdrungen und beherrscht, ja das Feld und der Spielraum der Sünde ist, kann Spielraum für die Uebung und Herrschaft des Geistes Jesu Christi werden („Lasset beides mit einander wachsen bis zu der Ernte“).

Unser diesseitiges Streben nach dem ewigen Heile geht also dahin, daß mehr und mehr, solange diese Welt besteht, alle irdischen Verhältnisse in Handel und Wandel, in Staat und Gesellschaft, in Haus und Fabrik beherrscht, durchdrungen, durchwaltet und verklärt werden mögen von dem Geiste Jesu Christi und von dem in ihm vorhandenen ewigen Heile. Denn das christliche Heil ist nicht zu finden und zu erlangen durch äußere Weltentsagung, Weltflucht und Weltverneinung, sondern allein durch die innere That des Vertrauens auf Jesus, und es bewährt und zeigt dann dieses Heil, wo es so gewonnen ist, schon auf Erden seine Kraft und Herrlichkeit durch Weltdurchdringung, innere geistige Weltbeherrschung und durch Verklärung des jeweiligen Stückes dieser Welt zu einem Garten und Reiche Gottes auf Erden, zu einer Vorstufe des Himmels. Das ewige Heil, nach dem wir auf Erden schon streben, ist die Verbindung und die Erziehung der Menschen zu Kindern Gottes in Jesu Christi Geist und Sinn und zur Uebung und Bethätigung dieser Kindschaft durch christliches Gottvertrauen, christlichen Gehorsam, Pflichttreue, brüderliche Liebe und Geduld in allen irdischen Verhältnissen und Gemeinschaften und Stellungen. Alle, welche so auf Erden Kinder Gottes geworden sind, werden die gleiche Kindschaft Gottes in vollkommner Weise dann in der Ewigkeit unter andern himmlischen Verhältnissen ewig üben und bethätigen, nachdem sie aus dem irdischen in das himmlische Reich Jesu Christi versetzt sind.

Die Stellung des Einzelnen zu diesem gesamten christlichen Heile wird um so gesunder und richtiger sein, je allseitiger er das Heil im Glauben immer gleichzeitig besitzt und erhofft und erstrebt, je mehr dadurch jede einseitige Hervorkehrung nur einer dieser Beziehungen vermieden wird, und je mehr dadurch Passivität und Aktivität sich gegenseitig fördern und ergänzen. Wo es recht steht, muß der Heilsbesitz im Glauben, statt jemals müßig zu sein, immer sofort zu eifrigem Streben nach dem Heile werden, und muß jedes Streben nach dem Heile immer getragen und gehoben sein von dem seligen Vertrauen, es zu erlangen, und von dem Genuß der Gnade und Freundlichkeit Gottes in Bitte, Lob, Dank und Gelübde.

Des Christen Gebetsverkehr mit dem lebendigen Gott in der Einheit von gläubig-demütigem Dank, von gläubig-gehorsamer Bitte (auch der Fürbitte für andre, in der ja der Glaube und die Liebe sich berühren) und von gläubig-entschlossenem Gelübde ist die dem Heilsbesitz, der Heilshoffnung und dem Heilsstreben so ziemlich entsprechende, einheitlich-lebendige Aneignung unsers gesamten Heiles, um es immer neu, gerade in unsrer jedesmal besondern Weltstellung, in mutigem Gottvertrauen zu besitzen und zu erhoffen und zu erstreben, und so ganz in unsre gegenwärtige Weltlage aufzunehmen. Kein Gebet nämlich, sofern es wirklich für christliche Heilsgüter dankt, um christliche Heilsgüter bittet und auf christliche Heilsgüter hinzuarbeiten gelobt, kann noch darf von unsern gemeinschaftlichen und besondern Beziehungen zur Weltlage absehen.

Das ists, was wir meinen, wenn wir bekennen: „Wir glauben . . . . selig zu werden.“ A K

---

*) Vergl. Naumann, Das soziale Programm der ev. Kirche. S. 65—70.

**) So schön und richtig die vorhin genannte negative Stellung zu den Gütern dieser Erde in Beyschlags „Godofred“ zum Ausdruck kommt, so wenig kommt darin leider diese positive Stellung zu ihrem Rechte, weil Godofred, nachdem er zum kindlichen Heilsglauben zurückgekehrt ist, nicht von neuem ausgeht, um nun alle die vorhin nur für sich selbst als irdische erstrebten Güter für seinen Gott und Heiland zu erobern und in dessen Dienste neu zu gebrauchen und dadurch über die Erde zu erheben. Gerade von dem, was das Christentum vom Buddhismus unterscheidet, gerade von dem, was die besondre Eigentümlichkeit evangelisch-reformatorischen Christentums ausmacht, ist in Beyschlags „Godofred“ fast nichts zu finden.

***) Auch durch das, was diese Güter, von uns selbst genossen, aus unserm Geiste gemacht haben.

Die Erneuerung der Häuslichkeit

Zur Frauenfrage*)

In der Grabschrift einer edlen englischen Frau heißt es: „Vierzig Jahre lang war sie die treue und liebende Genossin ihres Gatten und hat ihn unermüdlich durch Wort und That gefördert, wie niemand anders es hätte thun können, in allem Würdigen, das er jemals vollbrachte oder zu vollbringen strebte.“ Diese zarte und wortarme Klage ist zugleich eine trauernde Selbstanklage, die der Mann gegen sich erhebt, dem jene Frau ihre Wünsche, ihr Eigenleben, ihre Sehnsucht nach freundlicher Häuslichkeit geopfert hatte. Damit Thomas Carlyle der werden könne, der er nun für die Jahrhunderte sein wird, leistete Jane Carlyle still einen vollkommenen Verzicht auf sich; nach ihrem Tode aber erfuhr er, was ihr Leben gewesen war, und sehnsüchtig und um Verzeihung flehend streckte er die Arme nach der Entschlafenen aus, um trauernd erkennen zu müssen: „Höchst armselig, höchst unzureichend und traurig sind alle unsre Versuche und Hilfsmittel vor dem Thore, das uns auf ewig geschlossen ist!“ Jung, verwöhnt, von reichen geistigen Interessen getragen und nach neuem geistigen Gewinn in froher Erwartung ausschauend hatte Jane Welsh 1826 Carlyle die Hand gereicht; sie erkannte bald, daß ihr eignes Leben sterben müsse, wenn sein Leben leben solle. Ihr selbst war eine der Entscheidungsstunden, in denen sie dieses Sterben lernte, bis in ihr Alter in deutlichster Erinnerung geblieben: sie hatte, damit ihr Mann während eines Aufenthaltes auf dem Lande nicht das schwere Bauernbrot essen müsse, das Brotbacken zu lernen beschlossen; sie fing es ungeschickt an, die Nacht kam über ihrer Arbeit, es schlug eins, dann zwei, dann drei, und immer noch saß sie da in unendlicher Einsamkeit, müd, verlassen, das Herz niedergedrückt durch das Gefühl der Erniedrigung. Seither zu nichts anderm veranlaßt, als ihren Geist zu bilden, sollte sie nun alle Stunden der Nacht damit zubringen, auf ein Brot acht zu geben, das vielleicht gar nicht gelang? Sie legte den Kopf auf den Tisch und schluchzte laut. In dem Augenblicke fiel ihr ein, wie Benvenuto Cellini die ganze Nacht gewacht habe, während sein Perseus sich im Ofen befand, und sie fragte sich nun: „Was ist denn im Grunde in den Augen der höhern Mächte für ein ungeheurer Unterschied zwischen einer Perseusstatue und einem Brot, sobald nur die Vollendung des einen oder des andern sich als unsre spezielle Aufgabe darstellt?“ Der entschlossene Wille des Mannes, seine Energie, seine Geduld, seine unerschöpfliche, vielseitige Thatkraft waren das wahrhaft Bewundrungswürdige, während die Perseusstatue nur ihr zufälliger Ausdruck war. Wäre er ein Weib gewesen, das mit einem dyspeptischen Mann sechzehn Meilen weit von einem Bäcker gewohnt hätte, so würden alle jene Eigenschaften in einem gutgebacknen Brote einen weit passendern Ausdruck gefunden haben.

Jane Carlyle sagt halbironisch, daß sie diese Pflichten als eine christliche Frau erfüllt habe. Aber ihre Ehe war kinderlos. Wenn Kinder ihr Menschenrecht auf Licht und Wärme der Häuslichkeit geltend gemacht hätten, dann hätte Jane durch ein Bekenntnis ihrer gemütlichen Entbehrungen Thomas Carlyle nötigen müssen, manchen herrlichen Gedanken ungedacht, manches herrliche Werk ungeschrieben zu lassen, trotz Epheser 5, 22 und 1. Petri 3, 1, oder vielmehr: trotz der Auslegung dieser Apostelworte durch manche Christen.

Der Herr Christus selbst hat das Wort: „Er soll dein Herr sein“ nicht wiederholt, und wie hoch und wie freundlich er von dem Ehebunde dachte, giebt er dadurch zu erkennen, daß er sein Verhältnis zur Kirche unter dem Bilde des Ehebundes sieht. Und so sagt denn auch der Apostel im Geiste des Herrn, daß, wo Christen sind, kein Jude noch Grieche, kein Knecht noch Freier, kein Mann noch Weib ist: ihr seid allzumal Einer in Christo Jesu (Gal. 3, 27 f).

Wenn nun doch Paulus, Epheser 5, 22, und Petrus, 1. 3, 1, sagen, das Weib sei unterthan dem Manne, so darf man nicht vergessen, daß das Christentum nirgendswo die vorgefundenen staatlichen und sozialen Verhältnisse hat aufheben wollen; es setzt z. B. die Sklaverei voraus, ohne sie damit zu einer göttlichen Einrichtung zu machen: es fordert eben ausdrücklich, daß man Christ sei, ohne abzuwarten, bis eine bequemere äußere Lage eingetreten sei. Die Apostel sahen die Ehe ihrer Zeit in der griechisch-römischen Welt, wie sie sich unter dem Zusammenwirken hier alttestamentlicher, dort heidnischer Anschauungen und des natürlichen Menschen gebildet hatte, vor sich und hatten, so groß sie waren, ihre Auffassung der Ehe in ihren vorchristlichen Jahren gewissermaßen aus der heimischen Luft eingeatmet. Darnach stand ihnen die Unterwerfung der Frau unter den Mann, der Gehorsam gegen seinen Willen, die Herstellung der äußern und innern Willenseinheit in dem Gang der Häuslichkeit durch Verzichtleistung des einen Ehegatten auf den Eigenwillen zu Gunsten des andern, und zwar des Weibes zu Gunsten des Mannes, als etwas Hergebrachtes und darum nicht auf sein Recht Geprüftes fest. Als Petrus und Paulus Christen wurden, nötigte sie nichts, der sozialen Stellung der Frau eine neue Grundlage zu geben, es galt Christ zu werden und das Ewige in Ordnung zu bringen, die Ordnung des Zeitlichen überließen die Apostel den Jahrhunderten, die Zeit dazu hatten.

Vielleicht haben aber Petrus und Paulus den Gehorsam, die stille Unterordnung der Frau nicht etwa vom Standpunkte des Evangeliums aus, aber auf Grund einer Erfahrung gebilligt. Es hat sich ihnen ja gewiß nicht entzogen, wie gern das Frauengemüt dient. Sie wußten beide, daß die Tugend der Selbstverleugnung die größte und zugleich die fruchtbarste ist, sie wußten beide, daß die Selbstverleugnung in der schönsten und rührendsten Gestalt in der Frauen- und Mutterliebe erscheint. Gewiß haben beide gesehen, wie dies Gehorchen, Schweigen, Dienen und Entsagen einem innern, nicht lehrbaren und nicht gelernten Müssen im Gemüte der Frau entspringt. Aus dem Mittelpunkte ihres Herzens weiß sich die Frau zum Lieben und Entsagen, zum Nichtwissen von sich getrieben, ob ein Dogma, ob ein Mann, ob die Welt es verlangt oder nicht.

Wie dem nun sei: die Apostel haben die innere Ebenbürtigkeit von Mann und Frau anerkannt; wo Christus angezogen worden ist, ist nicht Mann noch Weib. Die Frau ist ihnen Miterbin der Gnade des Lebens; und ein so großes Ergebnis der Verbindung mit einer innerlich ebenbürtig erachteten Frau erwartet der Apostel Petrus, daß er in Mischehen auf den umbildenden Einfluß der Frau rechnet: die Christin wird ihren heidnischen Mann gewinnen durch den verborgnen Menschen des Herzens unverrückt, mit sanftem und stillem Geist (1 Petri 3, 4).

Wer nun aber durch eine andre Auffassung des Christentums und der hierhergehörigen Schriftstellen zur Ueberzeugung gelangt ist, daß die Frau dem Manne unterthan sein müsse, und daß es Recht, ja Pflicht sei, diesen Gehorsam zu beanspruchen, der wolle bedenken, daß es Rechte giebt, auf deren Inanspruchnahme ein edler Mann verzichtet. Wenn die Frau seine Dienerin sein will, so soll er selbst nicht ihr Herr sein wollen.

Das Christentum lehnt nach meiner Ueberzeugung nicht nur nicht eine Fortbildung der Ehe ab, sondern diese ist mit der fortschreitenden Vertiefung der christlichen Erkenntnis und Praxis gegeben. Will der Mann mit der Anerkennung jener innern Ebenbürtigkeit Ernst machen, so bedarf es seinerseits Gerechtigkeitssinn, Unbefangenheit, einer Wahrheitsliebe, die auch das Unbequeme, wenn es nur berechtigt ist, in seinem Rechte anerkennt, Freiheit von Empfindlichkeit, Freiheit von jener Menschenfurcht, die lieber der Frau trotzt, als vor andern häusliche Nachgiebigkeit zu zeigen, Ritterlichkeit — alles Tugenden, mit denen nicht zu viel gefordert sein kann, da sie jedermann zu besitzen überzeugt ist —, dazu eine Frauenverehrung, die nicht etwa Dankbarkeit ist, sondern etwas Ursprünglicheres, nämlich die Anerkennung von etwas dem Frauenwesen Eigentümlichem, höchst Wertvollem, eben dem Vorzug der Frauennatur vor der Männernatur.

Eine sittlich erfreuende, und menschlich schöne Häuslichkeit kann nur da entstehen, wo die innere Ebenbürtigkeit anerkannt und wirksam ist. Wer dem widersprechen zu sollen glaubt, dem

*) Vergl. den Artikel in Nr. 41 des vorigen Jahrgangs: Die Frauenfrage ist eine Männerfrage. Es wird das Interesse an obigen Artikeln nur erhöhen, wenn wir hinzufügen, daß er vor dem Erscheinen der Aufsätze in Nr. 39, 43, 44 und 47 geschrieben worden ist.

ist zu erwidern, daß unter allen Umständen diese Ebenbürtigkeit für unser krankes Zeitalter eine Grundbedingung für seine Gesundung ist, möge es auch in andern Zeitaltern, die uns nicht kümmern können, theologisch und ethisch anders angesehen worden sein oder in einer spätern Zukunft angesehen werden. Wem irgendwie die Möglichkeit gegeben war, Ehen zu beobachten, in denen der Gehorsam der Frau gefordert wurde, hat gesehen, wie schlecht das der Häuslichkeit im ganzen und den Kindern im besondern bekam.

Jene Häuslichkeit herzustellen, ist an sich Sache beider Ehegatten. Aber das Bewußtsein dieser Pflicht muß sich die Frau wacher erhalten als der Mann — weil andernfalls nichts zustande kommt: den Mann zieht der Beruf, die Vereinsthätigkeit und mancher soziale Irrtum hinaus, er wird vor Außenpflichten die häuslichen Pflichten das einemal nicht erkennen, das andremal unterschätzen, er wird vom Zuge der Zeit ergriffen, „eine Freude der Gasse und ein Kummer des Hauses," wie der Provençale sagt. Eine Mutter, die erkannt hat, daß die neue Generation und in dieser ihr Sohn, der einst Mann und Vater, ihre Tochter, die einst Frau und Mutter sein wird, unter allen Umständen an allen Sünden und Irrtümern der Zeit kranken werden, wenn nicht eine bessere Häuslichkeit vorbildlich für die künftigen Väter und Mütter geworden ist, wird um so mehr das Gewissen sich rege und den Willen sich thätig erhalten müssen, ihr inneres Haus zu einer Einheit von Mann, Weib und Kind zu gestalten.

Diese Häuslichkeit kann nicht werden, wenn nicht die völlig verloren gegangene Gemeinsamkeit des Wollens, des Thuns und der Interessen wiederhergestellt wird. Ehe ist Gemeinsamkeit, wo sie das nicht ist, ist sie ein Etwas, das dem Teil das Herz versehrt, der die wahre Lage durchschaut.

Die Gemeinsamkeit des Wollens ist eine Sache der innern Selbsterziehung, mit der vom ersten Tage an vollen Ernst zu machen eine heilige Pflicht von Mann und Frau ist. Es muß jedes dahin kommen, daß es nur das will, was das andre will, und dies nicht im Sinne der Nachgiebigkeit oder gar der Resignation, sondern in dem Sinne, daß es als ein Glück, ja als das Glück, als der wahre Sinn der Ehe empfunden wird, mit dem andern zu wollen. Es rühmt jeder seine Liebe. Nun, das ist eben Liebe, nicht sich zu wollen, sondern den Willen des andern zu wollen. Wo immer in einer Ehe der eine Teil sein Recht auf sein Recht betont und praktisch macht, verkürzt er immer und sofort das Recht des andern; wo aber nicht um Recht gestritten wird, sondern Gemeinsamkeit als ein eigentümlichstes, innerstes, persönliches Glück empfunden wird, da kommt jedes ungesucht und unbewußt zu seinem Rechte. Dahin sich zu bilden und den andern Ehegatten dahin zu bilden, ist die große Pflicht, und wo dies verkannt wird, ist eine für beide Teile beglückende Ehe unmöglich.

Bedeutende gemeinsame Willensentscheidungen sind zwar die Marksteine des gemeinsamen Lebens und die hellen oder die trüben Punkte der Erinnerung, aber sie sind zugleich doch auch das Seltnere. Für das von Tag zu Tag sich fortspinnende häusliche Leben ist eine andre, das innre Lebendigsein des Zusammenlebens gewährleistende Gemeinsamkeit von der Bedeutung des täglichen Brotes: die Gemeinsamkeit der Interessen, der innere Parallelismus der täglichen Gedanken. Wenn man die Schilderung eines auf Gedankenaustausch beruhenden Eheglückes aus der Feder eines zur Beobachtung unfähigen Schriftstellers oder aus dem Munde harmloser Eheleute, die nicht imstande sind, sich über die von ihnen selbst gelebte Wirklichkeit nüchtern Rechenschaft abzulegen, mit dem vergleicht, was ist, so wird man an die Börsengeschäfte mit Seide erinnert, bei denen der Uneingeweihte die tausend Ballen Seide, die in dem eben spielenden Handel figuriren, leichtgläubig und arglos genug für wirklich vorhanden hält, während der Erfahrene weiß, daß es sich um ein „Differenzgeschäft" handelt.

Uebrigens gesteht das Zeitalter seine Zerfahrenheit zuweilen mit großer Naivität unbewußt zu: der Umschlag der Vierteljahrshefte der „Gartenlaube" z. B. zeigt einen Familienkreis, den das geistige Band gemeinsamer Lektüre, eben der „Gartenlaube," zusammenschließen soll, und nun sehe man, wie sich der

Zeichner einen geistig geschlossenen Familienkreis vorgestellt hat. — Noch drolliger und darum noch betrübender sieht es in der Familie aus, die ein Zeichner für den Umschlag eines Weihnachtskataloges von Velhagen und Klasing zum Gesange eines Weihnachtsliedes vereinigt hat: hier singt eine Mutter mit ihrer Kinderschar, am Ofen seitab steht der Vater, raucht und billigt alles, was geschieht, denkt aber so wenig wie sein Zeichner daran, daß er zu seinen singenden Kindern in den Schein der traulichen Lampe als Mitsingender gehört.

Die Gemeinsamkeit ist überall da an sich vorhanden, wo das tägliche Leben die Ehegatten nicht durch die Berufswege trennt; Eheleute im Stande der Bauern, Handwerker und kleinen Kaufleute haben die gleiche Tagesarbeit, die gleichen Gedanken, die gleichen Sorgen, den gleichen Lohn, es fehlt nie an Gesprächsstoff, und dieser ist immer notwendiger und ernster Art, er gilt dem gemeinsam geführten Kampf um das Dasein. Ehen von innerer Nichtigkeit werden darum innerhalb dieser Berufskreise seltener sein als in allen andern Fällen.

Schwieriger schon wird die Herbeiführung jener Gemeinsamkeit, wo der Mann tagsüber dem Berufe außerhalb des Hauses nachgehen muß. Am schwierigsten aber ist sie erfahrungsgemäß in den Kreisen der Gebildeten. Hier wird in vielen Fällen, vielleicht in den meisten, innerhalb aller Stände, auch der höchsten — außer dem geistlichen Stande, wenn der Pfarrer ein Seelsorger ist — das Berufsinteresse des Mannes von der Frau so weit geteilt, als der Beruf das persönliche Leben des Mannes und der Seinigen bestimmt, fördert oder beeinträchtigt, sachlich aber gar nicht geteilt. Dagegen hat die mit allen Mitteln des modernen Unterrichtswesens gewollte und herbeigeführte allgemeine Bildung den Mann und die Frau zu einem von dem äußern Berufe unabhängigen innern, geistigen Personenleben befähigt oder doch die Sehnsucht darnach unvertilgbar in das Herz eingeprägt.

Das war ja eine große Empfehlung, als der junge Mann einst in den Tagen der Werbung und des Jawortes zu seinen Verwandten und Freunden sagen konnte: „Sie hat die höhere Mädchenschule bis zur höchsten Klasse besucht und dann noch ein Jahr in Vevey zugebracht!" Oder deutlicher — in die Ergebnisse aufgelöst: man hat einen Geist durch Belehrung bester Art, durch Vorstellung idealer Gedanken und Persönlichkeiten zu einer erhöhten innern Existenz befähigt, man hat der Psyche Flügel gegeben; nun will sie fliegen, wozu hätte sie denn sonst die Flügel?

Alle äußern Vorbedingungen jener Gemeinsamkeit sind dem gebildeten Hause gegeben, aber die wenigsten nützen sie aus. Man verwundert sich, wenn sich die Flügel vielleicht nur schüchtern regen. Also war die ganze Jugendbildung der Frau nur Ornament? Alle Mittel der Seelenlösung und -Entfaltung: Litteratur, Geschichte, Musik, Bilderbetrachten, Theaterbesuch — sind sie nur da, um die Tochter zu empfehlen, und sind ihre Ergebnisse abgethan, unbequem und verwerflich, sobald die Empfehlung genützt hat?

Ein junger „gebildeter" Mann, der um ein gebildetes Mädchen, weil sie gebildet ist, wirbt, verspricht ihr damit, ihre Seelenbedürfnisse verstehen, sie teilen und sie fördern zu lernen, wie andrerseits die Frau die eigentümliche und ausschlaggebende Richtung im innern Leben ihres Mannes erkennen und zum Guten fördern muß. Ich erhebe die Anklage gegen die Zeit, nicht gegen den mit dem Erbteil der Zeit belasteten Einzelnen, daß der gebildeten Frau die ihr zustehende geistige Gemeinsamkeit in der Durchschnittsehe vorenthalten wird.

Damit dieses Unglück, denn das ist es, beseitigt wird, muß die verloren gegangne Kunst des Gespräches wieder erneuert werden. Gerade in unsern gebildeten Kreisen ist die Kunst des Gespräches vollkommen verschwunden, jene Kunst, die das Nichtbesserwissenwollen, das Mit dem andern suchen wollen zum Talent, ja zu einem sittlichen Können ausbildet, jene Kunst, die den Sinn des Fragenden versteht und die Antwort giebt, die dem Fragenden Kraft- und Fortschrittsgefühl, aber nicht das Gefühl der Demütigung giebt, jene Kunst, die die Frage vielleicht unnötig macht, dadurch daß sie die selbstfindenden Kräfte in der Seele des Mitunterredners wachruft und beschwingt,

jene Kunst, bei der das Gespräch nicht mit dem Gefühle der Erleichterung nach gethaner Pflicht schließt, sondern mit dem Gefühle des Einklangs und Fortschritts.

Es lassen sich, wenn man das, was man heutzutage seltsamerweise „Gespräch" zwischen Männern und Frauen nennt, beobachtet, bestimmte Erscheinungen in steter Wiederkehr erkennen. Der Mann, ich meine einen innerlich freundlich gesinnten, „ritterlichen," aber in Bezug auf das, was not thut, völlig ahnungs- und verständnislosen, der Mann ist immer in seiner Antwort lehrhaft, manchmal dazu noch ungeduldig, denn er hält die Fragende für unverständig, während er die Frauenfragen nicht versteht. An dem Lehrhaften trägt nun zu einem Teil die noch bestehende Uebermacht der Männerbildung die Schuld, zum andern Teil aber das Ungeschick und die Befangenheit der Frauenfragen. Es ist eine Eigentümlichkeit der Frauen, daß sie nach Dingen fragen, die sie in der That gar nicht interessiren, eine Thatsache, die sie erkennen würden, wenn sie sich einmal ernstlich fragten, wie sie zu der Frage gekommen sind: eifrig, gutartig, dankbar für das Gespräch fassen sie irgend etwas im Männergespräch auf und fragen nun unter Männergesichtspunkten, statt das zu fragen, was sie als Frauen in derselben Sache allein interessiren könnte.

Ein einzelner Vorgang veranschauliche dies typisch. Es entspinnt sich ein Gespräch über Goethes Faust. Eine der Damen, die den Faust gerne liest und ihn erlebend liest, möchte auch ihrerseits ihrem Interesse Ausdruck verleihen und fragt, indem sie es am ungeschicktesten Ende anfängt, nach dem vorhin im Gespräche erwähnten Ur-Faust. Nun folgt eine lange akademische Belehrung aus dem Munde des seither völlig stummen Professors; er war bis dahin ein Fisch im Trocknen gewesen, nun umfängt ihn sein Element. Er hat andächtige Zuhörer; aber die Faustleserinnen haben nichts davongetragen. Nun fragt eine andre naiv, ob Faust durch Gretchen selig geworden sei, denn als sie den zweiten Teil des Faust las, hat sie darüber nachgesonnen. Nun sitzen die professorenmäßigen Männer still da und lächeln innerlich. Ihnen ist eine solche Frage gar nicht in den Sinn gekommen, oder höchstens als eine philologische, um den Wortsinn einer Zeile festzustellen.

Auf der Seite der Frau ist es nun die nächste Aufgabe, des Rechtes und Wertes ihres Innenlebens bewußt, sich frauengemäß zu äußern. Der Mann aber bilde sich dahin, das Innenleben der Frau zu verehren und liebend zu fördern.

Zu diesem sich Heranbilden gehört nicht bloß die Bereitwilligkeit, in die Interessen des andern einzugehen, es gehört dazu das Schaffen der Vorbedingungen, unter denen allein diese Bereitwilligkeit etwas nützen kann: Frische und Gesammeltheit. Wie viel vernichtet allein das Zeitungslesen, wie es sich über Abendstunden breit ausdehnt, dabei den Sinn durch ein hastiges Suchen nach dem Interessirenden, ein halbes Ueberlesen des größten Teiles der Mitteilungen und das Durcheilen der verschiedensten und verschiedenartigsten Gebiete völlig zerteilt, zerfasert und abstumpft, jenes Zeitungslesen, das der Familie das Gefühl giebt, als habe eine Unterhaltung stattgefunden, wenn das eine gesagt hat: In der Zeitung steht . . . ., und das andre beistimmend genickt oder die Mitteilung um das aus der Zeitung ergänzt hat, was der erste Sprechende eben dort gelesen hat. — Wie viel vernichtet der Aberglaube, ein Gebildeter müsse das Allerneueste kennen, den neuesten Roman, das neueste Lustspiel, den neusten Virtuosen. Die Erbauung am Bewährten — das wenige kennen, weil es von neulich und nicht von jetzt ist — wird unmöglich gemacht, wo ein Haus seine Selbständigkeit dem Neuen gegenüber aufgiebt.

Aber worüber soll denn gesprochen werden? Woran soll sich jene Kunst des Gespräches entfalten? Dieser Frage gegenüber, die ja keine rhetorische ist, sondern eine durch die Thatsachen täglich gestellte, darf man antworten: Fortschreitende Menschen haben immer Gesprächstoff. Gemeinsame Wandrer, die nach dem einen Ziele in Wahrheit streben, das Kirchengänger und Kirchenversäumer, Bereuende und Gedankenlose alle als das ihre bezeichnen, haben im Grunde genommen nur ein einziges Gesprächsthema: wie sie, um ein unverbrauchtes Wort zu nehmen, θεοειδής, gottähnlich werden wollen. Es handelt sich nicht um Bekenntnisse, nicht um Beichten, sondern um das Erkennenlassen der innern Mühe und das Hilfebegehren bei diesen Mühen. Wo das Messen des Irdischen am Ewigen die ihm gebührende, beherrschende, zentrale Stellung im Seelenleben des Einzelnen und im gemeinsamen Gedankengange der Familienmitglieder erhalten hat, da empfängt jedes Gespräch unaufdringlich, ungewollt und dem Fremden unauffällig von dort aus sein Licht, seine Wärme, seine Richtung. Ob man von Musik rede, über ein Buch urteile, ein Bild gemeinsam besehe, einen Kinderfehler bespreche oder den Eindruck, den ein eben geschiedner Gast gemacht hat, in Worte fasse, immer meint man ein echtes, ernstes Leben. Es quillt die ganze Beurteilung aller Lebensverhältnisse, aller diesseitigen Erscheinungen aus der ernsten, auf Gott gerichteten Weltanschauung. Der fernstehende Beobachter faßt seinen Eindruck dahin zusammen, daß in diesem Hause keine Phrasen gemacht werden, daß kein oberflächliches Wort geredet werde, daß die dort herrschende Fröhlichkeit niemand haltlos gefunden und haltungslos gemacht habe; er sieht nicht, daß hier Menschen sind, die gottähnlich werden wollen; er soll es ja auch nicht sehen; wer in ein Zimmer tritt und seine Wärme wohlthuend und dankbar empfindet, fragt ja auch nicht, ob Buchenscheite oder Steinkohlen im Ofen liegen.

Da es nicht allen bekommt, ihr inneres Leben als solches zum Gesprächsgegenstande zu machen, so bietet sich diesen, wie allen, so manche andre Möglichkeit, das Innenleben mittelbar laut werden zu lassen, Möglichkeiten, die in jedem gebildeten Hause vorhanden sind, und mit denen man nur Ernst zu machen hat. Auf dem Tische des Empfangszimmers ruhen Bildermappen, auf dem Musikalienständer liegen Kompositionen für den Familienkreis, auf dem Bücherbrette stehen zwanzig Bücher, deren Titel alle den Zusatz tragen: „für das deutsche Haus," „für die Familie." Man sieht, die Verleger wissen, was not thut, und dem Käufer ging die flüchtige Vorstellung von gemeinsamem Genießen bei dem Kaufe durch den Sinn; nur war die Vorstellung verschwunden, als die Weihnachtsfeiertage vorüber waren!

Ich habe den Mut, demjenigen unter den Familienmitgliedern, das den unvergleichlich hohen Wert des gemeinsamen Thuns erkannt hat, den Rat zu geben, die Belebung der Häuslichkeit vorzubereiten: zu überlegen, was geschehen solle, damit nicht die unerträgliche geistige und gemütliche Oede sich über die Stunden der Gemeinsamkeit lege — und dann das, wozu man sich entschlossen hat, unauffällig in das Werk zu setzen. Unauffällig, denn wenige nur lieben das Programmmäßige, niemand das Geführtwerden. Stunden der Häuslichkeit vorbereiten scheint ein Widerspruch, denn im Begriffe der Häuslichkeit fühlen wir das traulich-selbstverständliche, nicht von sich wissende, fröhliche Ein- und Ausatmen des gemeinsamen Fühlens und Thuns; aber wenn man bedenkt, was bei dem Gehenlassen, Werdenlassen und Improvisiren herauskommt, dann wird man doch die „Vorbereitung," wo es sich um Schaffung erhebender und belebender häuslicher Gewohnheiten handelt, nicht abweisen. Hat doch auch Goethe es für gut gehalten, sich zu überlegen, was er bereit halten wolle, wenn er Schillers Besuch erwartete; er nennt das einemal ein Buch, das andremal Bilder, an die sich das Gespräch anknüpfen könne. Und nur um dieses Anknüpfen handelt es sich. Wenn ein Ausgangspunkt gefunden ist, der den Gedanken, dem Gespräche eine ernstere, wertvollere Richtung sofort giebt, dann wird die bessere Seele in den Sprechenden frei sich dahin und dorthin wenden, und ein Plaudern wird eintreten, an das man froh erwärmt gern zurückdenkt, während das Gespräch, dessen Anfänge man dem Zufall überlassen hat, rasch auf die Nichtigkeiten von Stadtgespräch, Nachbarnuntugenden und Dienstbotenmängeln zusteuert.

Wo sich eine also belebte Häuslichkeit aufbaut, da ist die Kunst gefunden, die Söhne im Hause zu behalten. Die Gründung und Frequenz von Vereinen steht im innigsten Zusammenhang mit der Auflösung der Familien.

Es ist nun undenkbar, daß erwachsene Söhne, die mit innerer Freiwilligkeit eine religiös und geistig wertvolle Häuslichkeit teilen, unritterlich gegen Frauen wären oder der Bemühung, die echte und tiefe Achtung vor den Frauen neu in

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

unserm Volke zu begründen, je entgegenträten oder im eignen Hausstande nicht die Frau zum Mittelpunkte der Ehrung, der Liebe und innern Dienstwilligkeit machten. Die Frauenverächter, die Frauenverunehrer, aber auch die ehrlichen Gegner der hier geforderten Lösung der Frauenfrage gehen aus Häusern hervor, in denen keine wertvolle Häuslichkeit herrscht.

Die vielen unverheirateten Frauen unsrer Tage, die die Lösung der Frauenfrage in Vereinen, in Zeitungen, in Büchern, in Petitionen an Regierungen und Volksvertretungen betreiben, sollten vor allem das Gewissen ihrer verheirateten Schwestern für die Erneuerung der Häuslichkeit schärfen: nur das Haus löst die Frauenfrage, alle Vereinsbestrebungen können nur auf solche Gewissensschärfungen für Ehemänner und Ehefrauen und im Hause verbliebne erwachsene Kinder hinauslaufen. H O

Pilgerreisen nach dem heiligen Lande im Mittelalter

1. Bis zur Abreise*)

Zwei Jahrhunderte hatte der Gedanke, das heilige Land für die Christenheit zurückzuerobern, im Vordergrunde des europäischen Interesses gestanden. Das Gebot des Papstes, begeisternde Kreuzprediger, der reiche Jerusalemablaß, die dem Menschen eigne Sehnsucht nach dem geheimnisvollen Morgenlande, auch minder edle Beweggründe, Gewinnsucht, Unzufriedenheit mit den Verhältnissen daheim, Abenteuerlust hatten Tausende in den heiligen Kampf getrieben, Könige, Grafen, Ritter, Bürger, Mönche und Bettler. Es war ein vergeblicher Kampf gewesen. Als im Abendlande die kaiserliche Macht der Päpstlichen unterlag, sanken im Morgenlande die christlichen Staaten. Am 18. Mai 1291 fiel Akkon, die letzte Feste der Kreuzfahrer, in die Hände des ägyptischen Heeres.

Nun war die Christenheit müde geworden, Gut und Blut für nichts und wieder nichts einzusetzen. Der Kreuzzugeifer war erkaltet. Näher liegende Interessen zogen die Aufmerksamkeit auf sich. Aber noch gab es ihrer genug, deren Herz in Sehnsucht stand nach dem heiligen Lande, nach den Stätten, wo der Heiland geboren, gelehrt, gewirkt, gestorben, wo er einst zum letzten Gerichte wiederkehren sollte. Noch gab es derer genug, die durch Träume oder Visionen, durch frohe oder trübe Ereignisse, durch erwachtes und wachsendes Bewußtsein ihres Sündenelends, durch das Verlangen nach besonders guten Werken, nach besonders inniger Vereinigung mit Gott an den Stätten des Kreuzes und heiligen Grabes aus Ritterburg und Werkstatt, aus Familie und Kloster aufgeschreckt wurden, um im heiligen Lande zu büßen, zu danken oder Reliquien zu sammeln. Zog man zuvor mit Schwert und Panzer aus, so jetzt mit Pilgerkleid und Wanderstab.

Das Urteil der Zeit über diese Pilgerfahrten war aber keineswegs allgemein günstig. Ein arabisches Sprichwort warnte: Hüte dich vor jedem Jerusalemfahrer. Ein deutsches heißt: Wallfahrt bringt keine Wohlfahrt. Ein andres: Wer oft wallfahrten thut, wird selten gut. Ebenso spricht sich Thomas von Kempen aus.

Die religiösen Bedürfnisse waren nicht die ausschließlichen Gründe solcher Pilgerfahrten. Mancher ergriff den Wanderstab, um daheim einer Fehde zu entgehen; andre entzogen sich dadurch dem Arme weltlicher Gerichtsbarkeit. Leopold von Oesterreich führte 1380 beim Papste Klage, daß viele Laien dem weltlichen Gerichte entflöhen unter dem Vorgeben, eine Jerusalemfahrt gelobt zu haben. Wieder andre trieb Wanderlust. Der Dichter Oswald von Wolkenstein zog 1398 auf Wunsch seiner Braut Sabina als Jäger aus. Sie scheint ihn nicht vermißt zu haben; als er 1400 zurückkehrte, war sie eines andern Weib. Im Zeitalter der Entdeckungen erkannte man im Reisen ein vorzügliches Bildungsmittel. Viele Adlige, auch reiche Bürgerssöhne, die auf den damals berühmten Universitäten Italiens studirten, unterbrachen oder schlossen ihr Studium mit einer Reise nach Palästina. Politische Agenten, Gelehrte, Kaufleute, Reliquienhändler reisten meist als Pilger wegen größerer persönlicher Sicherheit.

Nur wenige machten sich völlig mittellos auf den Weg. Gekrönte Häupter belegten ihre Länder mit Steuern. Oder man nahm große Anleihen auf wie Friedrich von Oesterreich, der spätere Kaiser Friedrich III., der vom September bis Dezember 1436 in Palästina weilte. Auf der Rückreise kaufte er in Venedig für 2799 Goldgulden Geschenke. Denn außer für Trinkgelder wurde für solche das meiste Geld verbraucht, für Gold- und Silberwaren, für Glas, Pelzwerk, Sammet, Affen, Vögel, Wölfe, Meerkatzen, für seidne Streifen von der Länge des heiligen Grabes, für Rosen von Jericho, Jordanwasser u. s. w. Die größte Summe, 200000 Mark, soll Wilhelm von Sachsen 1461 gebraucht haben. Arme Leute traten in den Dienst reicher. Auch war sonst für sie gesorgt. In Lübeck hatte der Schneider Tiedemann von Rinteln 1413 ein Legat ausgesetzt, von dem für arme Pilger dreißig Paar Schuhe angeschafft werden sollten. Schon zwölf Jahre früher, am Weihnachtstage, wurde dort eine Gesellschaft zur Unterstützung reisender Kaufleute, Pilger und Schiffer gebildet. Eine solche bestand seit 1325 in Paris. In den Hospizen fanden arme Pilger überall freundliche Aufnahme. Außer dem für Trinkgelder bestimmten nahm man nur wenig bares Geld mit. Man fürchtete die langen Finger der Muselmänner. Die großen Herren, so glänzend oft ihre Hin- und Rückreise war, befleißigten sich im heiligen Lande selbst — aus gleicher Furcht — größter Einfachheit, reisten oft auch in strengstem Inkognito.

Ehe man die Pilgerfahrt antrat, mußte man gegen eine Abgabe entweder vom Papste oder von einem dazu bestimmten hohen Kirchendiener schriftliche Erlaubnis dazu einholen. Fürsten gingen darum den Kaiser an, Geistliche ihren nächsten Vorgesetzten. Frauen, wiederholt vor Pilgerfahrten gewarnt, wallfahrteten dennoch in Begleitung ihrer Männer oder selbst in Männerkleidern immer wieder übers Meer. Aber Gregor XII. verbot endlich und mit Erfolg solchen offenbaren Unfug, an dem namentlich Niederländerinnen sich beteiligt hatten.

Nun legte man das Pilgerkleid an. Ein alter Schriftsteller beschreibt es:

> Diejenigen, so pilgramsweiß alher Walfahrten, die tragen zwar uff breite Schwartze Filzhüte, Haben an Grave Lange Tüchene Röcke mit weiten Ermelen, Welche Röcke um den Weichen mit einer breiten Gürtel gegürttet. Ueber solche Grave Röcke haben sie oben kurtze, Schwarze Lederne Mäntel, so bloß die Schultern bedecken, Und darauff das Fünffache Jerosolymitanische Creutz, in der einen Hand ein Pater noster Und in der andern einen Pilger-Stab.

Ehe man aufbrach, machte man sein Testament und genoß das Abendmahl. Beim Abschiede empfing man von Verwandten und Freunden Ringe und Steine, damit sie, an heiligen Reliquien gerieben, wertvoller würden. Mönche zogen unter dem Segen des Abtes aus. Die daheimgebliebenen Brüder lasen für den wandernden täglich eine Messe. Abschiedsszenen werden mehrfach und ergreifend geschildert. Felix Fabri (1483) bekennt, wenn sich nicht die Scham in ihm geregt, hätte er im Augenblicke des Abschieds seine Reise am liebsten — aufgegeben.

V W

*) Nach R. Röhrichts ebenso gelehrtem als anregendem, leider nur wenig bekanntem Buche: Deutsche Pilgerreisen nach dem heiligen Lande. Vergl. Christl. Welt 1889, Sp. 1035.

Die Warnecksche Missionszeitschrift

Die Heidenmission ist jetzt bei uns zu einer Sache des öffentlichen Interesses geworden. Es gab eine Zeit, wo nur kleine fromme Kreise sie pflegten; von den andern ward sie damals nur für eine fromme Liebhaberei der „Pietisten" gehalten. Seit etwa einem Jahrzehnt ist das aber anders geworden. Man hat immer mehr erkannt, daß sie als eine Macht auf Erden anzusehen ist, wenn auch als „eine Großmacht in Knechtsgestalt," wie sie unser hervorragendster Missionsschriftsteller treffend bezeichnet hat. In allen kirchlichen Kreisen brach sich allmählich die Erkenntnis Bahn, daß sie ein notwendiger Bestandteil des gesunden kirchlichen Lebens ist, und daß eine Kirchengemeinschaft auf die Dauer sich nur behaupten kann, wenn sie Mission treibt. Dieser Gedanke hat in der Neuzeit geradezu neue Missionsunternehmungen hervorgerufen.

Zu gleicher Zeit wurde der Kolonialgedanke mit kraftvoller Begeisterung durch das deutsche Volk getragen und auch dadurch

der Blick weiterer Kreise auf die von ihnen ehemals wenig beachtete Missionsarbeit der Kirche gelenkt. Unsre Kolonialpolitik nahm von Anfang an eine freundliche Stellung zur Mission ein; es mag hier unerörtert bleiben, aus welchen Gründen. Auf den Versammlungen wie in den Zeitschriften der Kolonialfreunde ist die Thätigkeit der Missionare zu einem vielerörterten Thema geworden. Selbst die geographische Litteratur hat endlich die Verdienste der Mission erkannt und läßt ihr hin und wieder Gerechtigkeit widerfahren, während man dort noch vor zehn bis zwanzig Jahren fast nur gehässigen Ausfällen gegen die Missionare begegnete, wenn man es nicht vorzog, sie vornehm zu ignoriren.

Die Folge von dieser auf der ganzen Linie veränderten Stellungnahme zur Mission zeigt sich vor allem darin, daß auch von solchen, die ihr nicht unmittelbar zu dienen haben, jetzt viel über sie geredet und geschrieben wird. Aber leider hat die Sachkenntnis mit dem neugewonnenen Interesse nicht gleichen Schritt gehalten. Wir haben in dieser Hinsicht erheiternde, oder man sollte lieber sagen, beschämende Dinge erlebt: man vergleiche nur Nr. 51, Sp. 1159 d. v. Jahrg. Die ersten Missionsdebatten im Reichstage förderten für den Kundigen eine entsetzliche Unkenntnis der Sache zu Tage. Das ist ja inzwischen etwas besser geworden, aber wir sind noch immer weit davon entfernt, daß alle die, welche die Mission beurteilen und ihr gute Ratschläge geben wollen, über die notwendige Missionskenntnis gebieten. Besonders bezeichnend war dafür der Wißmannsche Streit über den Wert der evangelischen und der römischen Missionen. Die ungerechten Vorwürfe, die damals den evangelischen Missionaren gemacht wurden, hätten in unserm eignen Lager gar nicht so viel Verwirrung und Bestürzung hervorbringen können, wenn nicht auch in unsern gebildeten Kreisen eine völlige Unkenntnis der einschlägigen Fragen herrschte.

Bei alledem ist anzunehmen, daß gerade jetzt viele das Bedürfnis empfinden, sich eine gründlichere Kenntnis von der Mission und ein besseres Verständnis für ihre Aufgaben und Arbeiten zu verschaffen. An Hilfsmitteln dafür fehlt es nicht. Die jährlich erscheinende Missionslitteratur bildet einen ganzen Haufen von Büchern; und dazu kommen noch die regelmäßig erscheinenden Missionsblätter aller siebzehn deutschen Missionsgesellschaften. Wer sich einer von ihnen anschließt, kann natürlich ohne das entsprechende Missionsblatt nicht auskommen. Aber der gebildete Missionsfreund hat auch das Verlangen, einen Ueberblick über das ganze weitverzweigte Werk zu erlangen und gerade über die das öffentliche Interesse bewegenden Missionsfragen schnell und sachkundig unterrichtet zu werden. Dieses Bedürfnis wird in trefflicher Weise von der seit achtzehn Jahren bestehenden Allgemeinen Missionszeitschrift*) befriedigt. Der Herausgeber D. Warneck hat in ihr ein Organ geschaffen, das man getrost den besten kirchlichen Zeitschriften zur Seite stellen kann. Wissenschaftlich und praktisch zugleich nimmt es eine einzigartige Stellung in der evangelischen Missionslitteratur aller Länder ein. England hat trotz seiner großartigen Missionsthätigkeit nur Organe der einzelnen Gesellschaften, aber keine allgemeine Missionszeitschrift. In Nordamerika finden wir zwar in der von Pierson (Philadelphia) herausgegebenen Missionary Review of the World ein ähnliches Unternehmen; es geht ihr aber durchaus die wissenschaftliche Tiefe der Warneckschen Zeitschrift ab. Wir dürfen darum als deutsche Missionsfreunde stolz auf diese litterarische Erscheinung sein. In der geschickten Hand seines Herausgebers, dem außer den im Titel genannten Männern die Federn der Mehrzahl aller namhaften deutschen Missionsschriftsteller zur Verfügung stehen, ist sie sozusagen zur Stimmführerin in den deutschen Missionsfragen von allgemeinem Interesse geworden. Sie veröffentlicht ihrem Programm gemäß dann und wann geschichtliche Studien,

*) Allgemeine Missionszeitschrift. Monatshefte für geschichtliche und theoretische Missionskunde. In Verbindung mit Missionsinspektor F. M. Zahn und D. R. Grundemann herausgegeben von D. G. Warneck. Gütersloh, Bertelsmann. Durch jede Buchhandlung oder Postanstalt (Postzeitungs-Nr. 105) zu beziehen. Preis jährlich 7,50 Mk.

infolge der starken Bewegung im Missionsleben der Gegenwart überwiegen aber neuerdings mehr die prinzipiellen Aufsätze und die Schilderungen aus der heutigen Missionsarbeit. Wie vielseitig der Inhalt ist, zeigt am besten eine Aufzählung der größeren Artikel im letzten Jahrgange. Aus der Rubrik „Geschichtliches und Ethnologisches" sei hervorgehoben:

Die allgemeine Missionskonferenz zu Shanghai. Der Held von Uganda. Die evangelisch-lutherische Mission in Ostafrika. Die politische Lage in Japan und die Mission. Neue römische Schwertmission. Ein Notschrei für die deutsche Kolsmission. Ein Blick in die offizielle römische Missionsstatistik. Die Mission in Nordtransvaal. Freretown.

Aus der Abteilung „Theoretisches und Apologetisches" greifen wir heraus:

Haucks Kirchengeschichte Deutschlands in ihrer Bedeutung für die Missionskunde. Die Aufgabe der Heidenmission und ihre Trübungen in der Gegenwart. Die Mission im deutschen Reichstage. Was hat die gegenwärtige Mission für die Sprachwissenschaft geleistet? Mission und Geld.

Der Religionsgeschichte gehören zwei größere Aufsätze an:

Einige Grundbegriffe der Religion in tamulischer Sprache und Die gegenwärtige Lage des Islam.

Nicht unerwähnt soll schließlich bleiben, daß eine fortlaufende Missionsrundschau innerhalb weniger Jahre eine Uebersicht über die Fortschritte der Mission auf sämtlichen Missionsfeldern giebt, während der Litteraturbericht eine Besprechung der ganzen deutschen Missionslitteratur und auch der wichtigsten fremdsprachlichen Werke bringt.

Alles in allem: Es giebt kein besseres Mittel, um die kirchliche Arbeit auf dem Gebiete der Heidenmission kennen zu lernen und in ihr Verständnis einzudringen, als das regelmäßige Lesen dieser Missionszeitschrift. P

Die deutsche Alkoholfrage

6. Der Genuß der alkoholischen Getränke, vom wirtschaftlichen Standpunkte betrachtet

Wir gelangen zum Genuß dieser Getränke.

Wenn alle Deutschen gleichviel alkoholische Getränke und die gleichen Arten dieser Getränke genössen, so würden auf jeden Kopf der Bevölkerung kommen:

6,44 Liter Wein, darunter für 87 Pfennige ausländischer (Steuerwert),
4,64 Liter einheimischer 100prozentiger Brantwein und für 18 Pfennige ausländischer (Steuerwert),
106,3 Liter Bier.

Diese 106 Liter Bier würden sich wie folgt zusammensetzen: bayrisches 28,9; württembergisches 7,2; badisches 3,4; elsässisches und lothringisches 1,7; sächsisches 6,5; aus dem Brausteuergebiet ohne Sachsen 58,1 und aus dem Auslande 0,5 Liter. Von dem Bier aus dem Brausteuergebiet wäre 16,8 Liter obergähriges, 47,8 untergähriges.

Bekanntlich ist der Konsum dieser Getränke in den einzelnen Teilen des Reiches sehr verschieden, und auch die einzelnen Alters-, Berufs- und Vermögensklassen nehmen daran verschiedenen Anteil. Geheimer Sanitätsrat Bär drückt die geographische Verteilung in seinem später noch öfter zu erwähnenden Buche „Die Trunksucht und ihre Abwehr" ungefähr so aus:

im Osten und Nordosten: viel Brantwein, wenig Bier;
im Nordwesten: viel Bier, viel Brantwein;
im Westen: viel Wein, viel Bier, wenig Brantwein;
im Süden: sehr viel Bier, viel Wein, wenig Brantwein.

Zahlenmäßige Angaben über den Verbrauch von Wein und Brantwein in den verschiedenen Gegenden liegen wenig vor. Vom Biere kommen (1890/91) 87,8 Liter auf den Kopf der Bevölkerung im Brausteuergebiet, 221,2 Liter in Bayern, 173 Liter in Württemberg, 103,2 Liter in Baden und 63,7 Liter in Elsaß und Lothringen.

Wir betrachten etwas näher den oben festgestellten Durchschnittsverbrauch auf den Kopf der deutschen Bevölkerung. Wir vergleichen damit zuerst den Bedarf der Deutschen in einigen andern Waren:

Es kommen in mehrjährigem Durchschnitt auf den Kopf der Bevölkerung ein Verbrauch von 7,8 Kilogramm Zucker, 1,72 Kilogramm Reis, 13,7 Kilogramm Salz, 2,39 Kilogramm

roher Kaffee, 0,10 Kilogramm Kakao, 0,04 Kilogramm Thee, 11,25 Kilogramm Petroleum, 82,6 Kilogramm Roheisen, 1171 Kilogramm Steinkohlen und 437 Kilogramm Braunkohlen. Besonders die Zahlen für Thee und Kakao setzen die obigen Zahlen für Alkoholgetränke in das rechte Licht.

Ich erinnre weiter an die Zerstörung wertvoller Nahrungsmittel, die mit diesem Alkoholkonsum verknüpft ist. Sie ist ja früher gekennzeichnet, hier sei nur Folgendes hinzugefügt: Wer ein Liter Bier des Brausteuergebietes trinkt, zerstört damit durchschnittlich 196 Gramm Gerste; in 1 Liter sächsischem Einfach stecken 125 Gramm, in 1 Liter böhmischem Bier 260 Gramm, in 1 Liter Lager 272 Gramm, in 1 Liter württembergischem 306 Gramm, in 1 Liter bayrischem 312 Gramm Gerste. Wer im Jahre 365 Liter Einfach trinkt, vernichtet die Ernte von einem Stück Land, das 71 Pfund Brotkorn liefern würde; wer ebensoviel Bayrisch trinkt, vernichtet ebenso 175 Pfund Brotkorn. Es ist gewiß eine ernste sittliche Frage, ob man soviel Brot vertrinken darf, zumal in Zeiten des Kornmangels. „Bier ist flüssiges Brot," sagen unsre Brauer, und viele sagen es ihnen nach. Der Satz ist leider wahr, aber nicht in dem Sinne, wie sie es meinen. Ein Liter des gehaltreichsten Exportbieres enthält noch nicht so viel Nährwert, wie ein Löffel voll von deutschem Käse, der einen Pfennig kostet. Außerdem schluckt der Biertrinker mit jedem Liter 550 Gramm Kohlen hinunter, hilft also kräftig an der Verteuerung des Heizmaterials mit. Das sind Thatsachen, die den Herren trotz ihrer eifrigen Beschäftigung mit dem Biere nicht zum Bewußtsein kommen. Ebenso steht es mit den folgenden.

Die deutschen Aktienbrauereien verdienten in dem ungünstigen Geschäftsjahre 1887/88 am Hektoliter Bier 3 Mark 20 Pfennige. Wer also ein Liter Bier trinkt, zahlt an die Brauereibesitzer jedesmal $3^1/_5$ Pfennig. Oder der Deutsche zahlt als Brauergewinn jährlich 3 Mark 40 Pfennige aus seiner Tasche; wer täglich ein Liter trinkt, steuert an die Brauer 11 Mark 71 Pfennige im Jahr. Diese Thatsache macht es erklärbar, wenn auch nicht entschuldbar, daß ein sozialdemokratischer Schriftsteller, der zugleich Alkoholfeind ist, in dem Alkoholgenuß der ärmeren Klassen ein raffinirtes Mittel der Reichen zur Ausbeutung der Arbeiter sieht.

Weiter: die Biertrinker zahlen um ihrer Neigung oder Leidenschaft willen auch freiwillige Steuern an den Staat, was sie aus bloßen patriotischen Beweggründen nicht alle leisten würden. Sie bezahlten nämlich 1890/91 im Brausteuergebiet an Biersteuern 30 239 700 Mark (auf den Kopf der Bevölkerung 79 Pfennige), in Bayern 30 893 200 Mark (5 Mark 54 Pfennige), in Württemberg 8 653 000 Mark (4 Mark 25 Pfennige), in Baden 5 527 100 Mark (3 Mark 38 Pfennige), in Elsaß-Lothringen 2 303 900 Mark (1 Mark 44 Pfennige). Das heißt, die deutschen Biertrinker besteuerten sich damals mit 77 616 900 Mark; auf den Kopf der Bevölkerung macht das 1 Mark 57 Pfennige. Es macht auf den Liter etwa $1^1/_2$ Pfennig oder auf ein Tagesmaß von 1 Liter im Jahre 5 Mark 48 Pfennige.

Die deutschen Brantwein- und Likörtrinker opferten dem Reiche an Steuern und Zoll 1888/89 143 121 000 Mark. Das sind 2 Mark 96 Pfennige auf den Kopf der Bevölkerung.

Zu diesen freiwilligen Steuern kommt noch ein Tribut an das Ausland. Nach Deutschland wurde 1890 eingeführt für 7 085 000 Mark Bier, für 8 960 000 Mark Brantwein aller Art, für 5 746 000 Mark Wein, Zider und dergleichen in Flaschen, für 37 845 000 Mark Wein, Zider und dergleichen in Fässern, zusammen für 59 636 000 Mark. Das macht auf den Kopf der Bevölkerung 1 Mark 22 Pfennige.

Wir fassen zusammen:

Geschenk an die Brauer	170 000 000	auf d. K. d. B.	3 Mk. 40 Pf.
Freiwillige Biersteuer	77 617 000	„	1 „ 57 „
Freiwill. Schnapssteuer	143 121 000	„	2 „ 96 „
Tribut an das Ausland	59 636 000	„	1 „ 22 „
	450 374 000		9 Mk. 15 Pf.

Außerdem haben die Trinkenden zu bezahlen die Kosten des Materials zur Getränkebereitung, dessen Wert in Roggen

wir zwischen 278 Millionen Mark (1890) bis 380 Millionen Mark (Oktober 1891) zu suchen haben, ferner die Lokalkosten der Brennereien, Brauereien, Weinkellereien und Wirtshäuser aller Arten; ferner die Arbeitslöhne für mehr als $1^1/_2$ Million höhere und niedere Arbeiter. Man kann schon hiernach schätzen, daß die Deutschen jährlich etwa 2 000 000 000 Mark für alkoholische Getränke ausgeben.

Wir kommen zu dieser Zahl auch auf andre Weise. Wieviel ein Liter Bier oder Wein oder Branntwein durchschnittlich kostet, läßt sich schwer sagen, die Preise sind je nach der Beschaffenheit und nach der Gegend zu sehr verschieden. Aber es wird niemand übertrieben finden, wenn ich die Ausgaben für 6,44 Liter Wein, 106,3 Liter Bier und 13,9 Liter Brantwein (d. h. 33prozentigen; so wird er jetzt meist getrunken) auf 40 Mark schätze. Diese Alkoholausgabe pro Kopf der Bevölkerung auf 50 Millionen Deutsche berechnet macht wiederum 2 Milliarden Mark.

Hier ist ein dritter Weg zur gleichen Zahl. Es giebt im Reiche über 250 000 Schankstätten; man kann wohl für jede im Durchschnitt einen Jahresumsatz von 8000 Mark in alkoholischen Getränken annehmen; das würde gleichfalls 2 Milliarden Mark ergeben. Oder wenn ein solcher Umsatz zu hoch gegriffen scheint, so möge man einen Teil der Summe auf die Weinhandlungen, Konditoreien, Delikateßwarenhandlungen, die Liköre verkaufen, und andre oben nicht mitgezählte Verkaufsstätten schlagen. Obwohl ich mir der Fähigkeit mich zu irren auf diesem Gebiete, wo fast keine Vorarbeiten bekannt sind, wohl bewußt bin, glaube ich doch fest, daß die hier herausgerechneten hohen Ziffern sich auf ehrliche Weise nicht merklich vermindern lassen. Die preußische Regierung hat 1883 die preußische Trunkausgabe auf 868 Millionen Mark geschätzt; (73 Millionen Mark Wein, 573 Bier, 222 Branntwein); auch das würde mit meiner Berechnung harmoniren. Die Kölnische Volkszeitung (vom 11. November 1891) rechnet über $1^1/_2$ Milliarde heraus, vergißt dabei aber den Wein gänzlich und nimmt den deutschen Bierkonsum um 5 Millionen Hektoliter zu niedrig an. Der deutsche Kommissar der Heilsarmee, G. S. Railton, dagegen kommt auf $2^1/_2$ Milliarde („Die Heilsarmee und der Trunksuchtsgesetzentwurf").

Was bedeuten 2000 Millionen Mark jährlichen deutschen Tributs an König Alkohol? Weniger, viel weniger als was man für England oder die Vereinigten Staaten herausgerechnet hat; doch das soll uns hier nicht kümmern. Bleiben wir bei unserm Reiche. So bedeutet diese Summe dreimal soviel als uns noch vor wenigen Jahren unser „Deutsches Reich" kostete; für 1892/93 ist der Etat des Reiches freilich auch schon auf 1200 Millionen Mark veranschlagt); fünfmal soviel als uns unser Reichsheer kostet, viermal soviel als das Reich an Zöllen und Verbrauchssteuern einnimmt, fast fünfmal soviel als wir für Lebens-, Renten-, Feuer- und andre nicht staatlich erzwungene Versicherungen ausgeben. Sie bedeutet elfmal soviel als wir insgesamt für Post und Telegraphie ausgeben, zweiundzwanzigmal soviel als die Reichskrankenversicherung verbraucht, dreißigmal soviel als der versicherte Feuerschaden jährlich beträgt, und tausendmal soviel als wir durch Staats- und Gemeindebehörden für die Armenpflege verwenden. Mit dieser Summe könnten in einem Jahre 660 000 Arbeiterwohnungen zu 3000 Mark gebaut werden. . . . Doch, ich breche ab, die bösen Ziffern bedürfen keiner weitern Unterstützung.

Oder was bedeuten jährlich 40 Mark Ausgaben jedes deutschen Einwohners für alkoholische Getränke? In Sachsen betrug nach Feststellung des königlichen statistischen Büreaus 1888 das durchschnittliche Einkommen pro Kopf der Bevölkerung 406 Mark 56 Pfennige, und eine ähnliche Zahl würde sich wohl für ganz Deutschland herausstellen. Also die Deutschen geben im Durchschnitt ein Zehntel ihres Einkommens für Getränke aus, die viele für schädlich halten, die sicherlich entbehrlich sind, wie das Beispiel der freiwilligen und unfreiwilligen Enthaltsamen beweist. Es kommen bei uns durchschnittlich 4,7 Personen auf eine Haushaltung, also auf eine Haushaltung kommt eine Alkoholausgabe von 188 Mark! Es ist soviel von sozialer Not die Rede, der Drang nach wirtschaftlicher Verbesserung ist so stark geworden, daß er vielfach revolutionären Charakter an-

genommen hat; der Verzicht auf den Alkohol würde einen Mehrbesitz bedeuten, der kaum auf anderm Wege so leicht zu gewinnen wäre.

Das ökonomische Opfer, das die Alkoholsitte verlangt, wird recht deutlich, wenn man die Zahl der Wirtschaften bedenkt. Im Reiche gab es 1886 neben 28000 Kleinhandelsbetrieben, die Branntwein verschenkten, und ungezählten Läden, die Bier verkauften, über 220000 Gast- und Schankwirtschaften, also eine auf 210 Einwohner oder eine auf 45 Haushaltungen. Das bedeutet: 45 Haushaltungen erhalten sonach eine Wirtschaft; daß sie dies nicht ohne Selbstschädigung, ja oft nicht ohne Selbstvernichtung ausführen können, liegt fast auf der Hand. Man bedenke, dies ist nicht der extremste Fall, sondern der durchschnittliche. Nach Mitteilungen des Dresdner Oberregierungsrates Dr. Karl Roscher kam 1885 in Sachsen eine Schenke auf 152 Einwohner, also auf 34 Haushaltungen; in Württemberg sogar eine auf 121 Personen oder 26 Haushaltungen. In manchen sächsischen Städten kommt eine Schankstätte auf weniger als 100 Bewohner, z. B. in Meißen auf 92, in Bischofswerda auf 91, in Pegau auf 80, in Lommatzsch auf 71, in Schandau auf 67. Wir lassen Schandau und Meißen als Fremdenstädte außer Spiel; in den übrigen Orten hätten aber 15—19 Haushaltungen je eine Schenke zu erhalten.

In Sachsen entfällt nach derselben Quelle eine Schankstätte im allgemeinen auf 14 Wohngebände; in Leipzig und Dresden schon auf je 4, in Meißen auf 5, in Schandau auf 6, in Pegau, Bischofswerda und Lommatzsch auf 8 Wohngebäude.

Nach allen diesen Angaben braucht nicht noch erst bewiesen zu werden, daß die Alkoholsitte eine wichtige Quelle der Not und Verarmung ist. Vielleicht ist sie zur Zeit die wichtigste. Denn die Zahlen vorhin bedeuteten ja nur Durchschnittsverhältnisse. Die Klugen und Starken, die die Gefahr erkennen und sich beherrschen können, sie steuern zu den ungeheuern Summen, die der Alkohol verschlingt, wenig oder nichts freiwillig bei, wenngleich auch sie durch das Trinken der andern und die dadurch hervorgerufene Vernichtung von Nahrungsmitteln und Steigerung der Preise wie der Steuerlasten 2c. schwer geschädigt werden. Die Thoren und Schwachen an Willen oder Wissen sind es, die die größten Opfer bringen, und sie sind es auch, die in den Wellen des Lebens allmählich untersinken. Statistisch hat man das noch nicht zu fassen vermocht; aber in der Praxis handelt man oft nach dieser Erkenntnis. So haben zahlreiche sächsische Gemeinden die Einrichtung getroffen, daß sie den schlechten Steuerzahlern den Aufenthalt in Wirtshäusern verbieten, was sich als eine sehr zweckmäßige Maßregel erweist.

Man hat 1885 im Reiche 32424 öffentlich unterstützte Arme, nämlich 13960 Einzelpersonen und Familienvorstände und 18464 Angehörige, gezählt, deren Hilfsbedürftigkeit durch die Trunksucht hervorgerufen ist. Aber daß diese Ziffer viel zu niedrig ist, wird von niemand bezweifelt. „Trunksucht,“ „Trunkneigung,“ „Trinksitte“ sind schwer faßbare Begriffe, und zwischen solchen, die überhaupt trinken, und solchen, die nie trinken, kann die deutsche Statistik noch keinen Unterschied machen, da der Nichttrinker zu wenige sind. Im Jahre 1885 war im Königreich Sachsen bei 4122 Personen oder 4,67 vom Hundert aller Unterstützten die Trunksucht Ursache der Not, im Kreise Leipzig bei 3,29 vom Hundert, Zwickau 4,11, Dresden 5,19, Bautzen 8,37. In einem Dorfe bei Zittau sogar bei 43 vom Hundert.

Die Trunksucht wird in Hannover bei 3,9 vom Hundert aller Unterstützten als Ursache der Unterstützungsbedürftigkeit angegeben, in Schleswig-Holstein bei 2,9, in Brandenburg bei 1,8, in Rheinland, Posen und Ostpreußen dagegen nur bei 0,9, in Westpreußen 0,7, in Berlin 0,3. Wie es kommt, daß in Hannover mehr Personen durch die Trunksucht verarmen als in Posen, in der Rheinprovinz mehr als in Westpreußen, entzieht sich jeder zuversichtlichen Erklärung. . . . Thatsache ist, daß in den östlichen Provinzen es wiederholt zu akuten Notständen, zu Ausbrüchen schwerer Epidemien (exanthem. oder Hungertyphus) gekommen ist, daß hier der chronische Pauperismus die höchste Stufe des Elends erreicht, und daß gerade hier die allgemeine Brantweinsucht die Hauptschuld an der sittlichen und physischen Verkommenheit der Bevölkerung, an der Ausbreitung und Erhaltung des trunksüchtigen Proletariats ist. Das zeitweise Auftreten von Notständen in gewissen Bezirken des Norddeutschen Bundes, erklärte der dermalige Kommissar des Reichskanzleramts Michaelis, hängt mit dem gerade in diesen Bezirken stattfindenden umfangreichen Brantweingenusse zusammen. (Bär, a. a. O. S. 49.)

Zu den mitgeteilten Zahlen der Armenstatistik ist noch hervorzuheben, daß die mit der Trunksucht verbundene Armut in vielen Fällen nicht zur Unterstützung in der Heimatsgemeinde, sondern oft auf die Landstraße, in die Arbeiterkolonie, in das Korrektionshaus u. s. w. führt. Pastor Braune, selber Vorsteher der Arbeiterkolonie Rickling, schreibt in seinem „Rettungsanker“:

In den 22 deutschen ländlichen Arbeiterkolonien wurden seit 1882 bis zum 1. Mai 1891 im ganzen 44539 mittel- und arbeitslose Männer aufgenommen, die in ihrer Notlage nicht mehr wußten, wo aus noch ein. Genaue Zusammenstellungen, die in den elf ältern Kolonien, welche schon eine längere Erfahrung hinter sich haben, gemacht sind, ergaben, daß durchschnittlich der Ruin a) direkt durch die Trunksucht herbeigeführt ist bei 32 von 100 (also bei 14240) und b) indirekt verschärft bei je 45 von 100 (also bei 20257 und zusammen bei 34265 Kolonisten). Es bleiben mithin bei der großen Zahl von Aufgenommenen nur 23 von je 100 übrig, bei denen der Alkoholmißbrauch in keiner Weise an ihrem Ruin beteiligt ist; die letztern sind in der Regel noch gar nicht oder noch nicht lange den Versuchungen der Wanderschaft mit ihren leider trotz der wachsenden Zahl der Herbergen zur Heimat noch immer zahlreich vorhandnen Brantweinpennen ausgesetzt gewesen. Bei den rückfälligen Kolonisten lautet die immer wiederkehrende Klage: „Das ist unser Unglück, daß wir kein Geld in unsrer Tasche dulden können; es wird immer gleich vertrunken!“ Hier liegt die Ursache, daß viele sonst fleißige und tüchtige Arbeiter auch unter den vielen entlassenen Strafgefangnen sich draußen in der Freiheit ohne festen Anhalt nicht bewähren können. Mit ihrem moralisch schwachen Rückgrat, das durch die Trunksucht entnervt ist, vermögen sie sich nicht in den ihnen auf Schritt und Tritt durch die allgemeine Trinksitte entgegentretenden Versuchungen zu halten.

Der Vorsteher der vortrefflichen Heimatkolonie Friedrich-Wilhelmsdorf bei Bremerhaven, Pastor E. Cronemeyer, versicherte mir, daß zwischen 90 und 100 Prozent seiner Kolonisten durch den Trunk ins Elend gekommen sind.

Rechnen wir, daß 5500 stättelose Arbeiter alljährlich in die Arbeiterkolonien eintreten, und daß 77 v. H. Trinker sind, so finden wir, daß der Alkohol alljährlich 4235 deutsche Männer soweit herunterbringt, daß sie sich in die Obhut dieser Anstalten begeben müssen. Bde

Zur Sache des Pfarrers Klein

Von Herrn Grafen Pfeil aus Hausdorf erhielten wir zur Veröffentlichung folgende

Erklärung.

Eine angenehme Pflicht gebietet mir, hierdurch öffentlich kundzugeben, daß Se. Excellenz der Präsident des Evangelischen Ober-Kirchenrats, Herr Dr. Barkhausen, die Sitzung der Kontroll-Kommission für die Pastor Kleinschen Notstandssammlungen am 6. d. M. mit seiner und des Herrn Ober-Konsistorialrats Moeller Gegenwart beehrt und dabei dem Herrn Pastor Klein im Namen des Evangelischen Ober-Kirchenrates in warmen Worten die Anerkennung für sein thatkräftiges Vorgehen im Gebiete christlicher Liebesthätigkeit ausgesprochen, sowie den Kommissions-Mitgliedern für ihre Mitwirkung gedankt hat.

Hausdorf, Kreis Neurode, den 12. Januar 1892.

E. Graf Pfeil, Mitglied des Herrenhauses,
Vorsitzender der Kontroll-Kommission
für die Pastor Kleinschen Notstandssammlungen.

Verschiedenes

(Die Beschlüsse der preußischen Generalsynode) sind in Nr. 2 der „Chronik der christlichen Welt“ übersichtlich zusammengestellt. Diese Zusammenstellung, die manchem willkommen sein dürfte, füllt zwölf enggedruckte Spalten. Das Gesetz, Fürsorge für die Witwen und Waisen der Geistlichen betreffend, konnte wegen Raummangel erst in Nr. 3 Aufnahme finden.

(Flugschrift des Zentralausschusses für innere Mission) Der Zentralausschuß für innere Mission in Berlin hat soeben eine Flugschrift ausgegeben, die wir aufs wärmste empfehlen. Sie betitelt sich: Zur Frage der öffentlichen Sittenlosigkeit, und enthält 1. eine Rede des Generalsuperintendenten Hesekiel in Posen zu den Anträgen, den Kampf gegen die öffentliche Unsittlichkeit betreffend, in der Generalsynode, 2. eine Petition des Zentralausschusses an das preußisch-

Staatsministerium in derselben Angelegenheit. Das Schriftchen umfaßt 16 Seiten und wird vom Bureau des Zentralausschusses Berlin W. Genthinerstr. 38 — so viel wir wissen unentgeltlich — versendet.

R

(Ein sogenannter Kunstverlag) In Berlin, Bernburgerstraße 6, hat Herr L. Schneider einen Kunstverlag eröffnet. Dieser Kunstverlag überschwemmt die kleine Presse in ganz Deutschland mit Anpreisungen seiner Waren, in der Mitte des Clichés prangt immer der Venuskopf von Titian. Wie mir die Anzeige zuerst ins Gesicht fiel, begann sie mit den Worten: „Das Schönste hier auf Erden und 100000 Mark erhält derjenige, welcher ein interessanteres Werk als den »Interessantesten Katalog der Welt« an uns einsendet. Der letztere ist ein zwanzigfarbiges Kunstwerk mit hundert Bildern und wird diskret gegen Einsendung von 50 Pfennigen als Doppelbrief geschlossen franko versendet." Ich schrieb sofort an die Redaktion des konservativen Wochenblatts, dem ich die Zusendung eines solchen Inserates in mein Haus verdankte, und erhielt folgende Antwort:

„Betr. Inserat ist uns ohne vorherige Manuskripteinsendung nur nach Raumangabe zu einem sehr acceptablen Preise (!!) von dem Schneiderschen Kunstverlage zur zwanzigmaligen (!) Insertion zugesandt worden. Da uns vorher versichert wurde, daß das Inserat (!) nichts »Anstößiges« — der Begriff ist allerdings heutzutage sehr dehnbar (!) — enthalte, so haben wir gegen Vorausbezahlung (!) der Hälfte der Insertionsgebühren die Annonce aufgenommen und müssen (!!) also auch die Weiteraufnahmen folgen lassen."

Das Nächste, was sich nun empfahl, war, sich den angepriesenen Katalog kommen zu lassen. Das war nicht so einfach. Auf meine Bestellung schrieb mir Herr L. Schneider: „Bedaure gewünschten Katalog nicht senden zu können, da derselbe vergriffen (!) ist. Marken anbei zurück." Ich hatte nämlich offen meine Adresse geschrieben. Nun schickte ich einen Freund nach Bernburger Straße 6. Er fand dreimal den Kunstverlag geschlossen; an der Thür hing ein Briefkasten mit der Aufschrift: „NB! Wenn auf einmaliges Klopfen nicht geöffnet wird, so bitte Bestellungen in beihängenden Briefkasten zu werfen." Es blieb endlich nichts übrig, als diesen Weg zu betreten. Offenbar hat Herr L. Schneider Gründe, den Weg brieflichen Geschäftsverkehrs vorzuziehen. Aber diesmal hatten wir wenigstens Erfolg. Der Katalog erwies sich als ein ganz raffiniertes Machwerk. Er preist an Bilder von Hunden, Pferden und Weibern, nebst entsprechender Litteratur. Das alles aber so, daß ich wenigstens einigermaßen begreife, wie Herr Schneider der Aufmerksamkeit des Staatsanwalts bisher entgangen ist. Das Abscheulichste an dem ganzen Machwerk ist aber die Verbrämung des rein auf Lüsternheit berechneten Angebots der Schneiderschen Kunstschätze durch ernste Beigaben. Edle Verse und Sentenzen der besten Geister schmücken fast jede Seite, sogar der allmächtige Gott muß diesen Handel decken: Gott und Natur, so lautet die Ueberschrift auf Seite 6; es folgt Schillers Wort: Ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt (!!!) u. s. w., dann noch Aussprüche von Goethe, Hebbel, Humboldt, bezeichnend genug für die diabolische Absicht dieser Mache von Hebbel das Wort: „Was gegen die Natur ist, das ist gegen Gott." Daneben prangt die Miniaturwiedergabe von „Schlesinger, Venus moderne, Kabinetphotographie 1 Mark!"

Genug und übergenug. Ich schrieb, im Besitz dieses Katalogs, an meinen konservativen Zeitungsverleger — und erhielt keine Antwort. Sein Blatt brachte den Venuskopf und die Schneiderschen Anpreisungen weiter; wie lange, weiß ich nicht, da ich selbstverständlich das Blatt abbestellte.

Ueber anderm Drängenden unterließ ich es, die Sache weiter zu verfolgen. Da begegnet mir in einem andern (farblosen) Blatte unsrer Gegend wieder Herr Schneider mit seinem Venuskopf. Die anempfohlenen Schriften haben sich geändert, besser sind sie nicht geworden. Der „Interessanteste Katalog" ist auch dabei: der ist inzwischen um 30 Pfennige billiger geworden!

Wie erwehren wir uns doch dieses schmutzigen Handels, der es fertig bringt, allemal bis an die Grenzen zu gehen, die das Strafgesetz läßt? Denn daß die Polizeibehörden und Staatsanwaltschaften nicht einschreiten würden, wenn sie können, vermag ich nicht zu glauben. Es ist auch deshalb unwahrscheinlich, weil, wenn ich nicht irre, der Berliner Verein zur Bekämpfung der Unsittlichkeit bereits vor langer Zeit mit Eingaben gegen den Schneiderschen Kunstvertrieb vorgegangen ist.

Nun denn, sind wir ganz waffenlos? Ich sollte meinen, wenn die christlichen Leser der von solchen Anzeigen heimgesuchten Blätter kräftigen Protest bei deren Verlegern und Redakteuren einlegen wollten, es würde doch der Kreis enger werden, in dem Herr Schneider sein Gift verspritzt. Nicht jeder Verleger wird so gewissenhaft von der gegen Herrn Schneider eingegangnen Verpflichtung denken, wie mein konservativer Freund; wenigstens habe ich in dem zweiten Falle mit dem Herrn Verleger der andern Zeitung bessere Erfahrungen gemacht. Und so empfehle ich der Aufmerksamkeit aller unsrer Leser dringend den L. Schneiderschen Kunstverlag!

R

(Das Jahresregister) für Jahrgang 1891 erscheint mit nächster Nummer.

D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 5 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Ein **cand. min.**, einige Jahre Hauslehrer gewesen, sucht für Ostern Stellung als Institutslehrer oder Gehilfe in einem geistlichen Amte. Gefl. Anerb. unter **G. K.** an die Expedition der Christl. Welt.

Ein älteres geb. unabh. **Mädchen** sucht leichte Stellung als Stütze der Hausfrau, am liebsten in der Nähe Leipzigs. Selbige unterzieht sich allen häusl. Arbeiten. Off. sub **B. K.** an Haasenstein & Vogler A.-G., Weimar.

Cand. theol., Seminar-Kurs. absolv., s. Stelle als **Prädikant** oder **Hauslehrer.** Adr. erb. **J. Fengler**, Prenzlau U/M.

Chronik der Christlichen Welt.

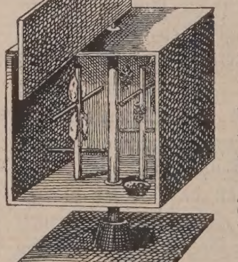
Postzeitungs-Nr. 1367. Vierteljährlich 1 Mark.

Nr. 4: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Zum Fall Klein. Personalstatistik des Konsistorialbezirks Wiesbaden von 1891. Statistische Mitteilungen der Evangelisch-lutherischen Landeskirche des Königreichs Sachsen. Abermals Mecklenburgische Verhältnisse. Römische Kirche: Vereidigung des Erzbischofs von Posen. Eine neue Niederlassung der barmherzigen Brüder. Erlaubnis zur Errichtung einer Mädchenschule. Katholische Erziehungsanstalt in Wiesbaden. Zunahme der Katholiken in Schleswig-Holstein. Das Vorgehen des amerikanischen Episkopats gegen die deutschen Katholiken. Griechische Kirche: Mitteilungen aus Athen. Heidenmission: Die katholische Mission am Kongo. An der Westküste von Madagaskar. Aus der Judenmission. Soziales: Gründung des Evangelischen Männerbundes in Stuttgart. Schweizer Mäßigkeitsverein vom blauen Kreuz. Verschiedenes: Die Konferenz der schweizerischen Predigergesellschaft. Theologische Vorträge in der Schloßkirche zu Karlsruhe. Aus Kirchenzeitungen; Personalien.

Herzog's Realencyclopädie d. protest. Theologie. 2. Aufl. 18 Bde. Hfrz. statt Mk. 216.— für **Mk. 130.**—;
Menken, Homilien üb. d. Proph. Elias statt Mk. 4.— für **Mk. 1.50**;
Legendensammlung in Bearbeitung von A. W. Schlegel, Kosegarten, Uhland, Görres, Raupach, Herder, Krummacher, v. Schubart, Klopstock, Limrock etc. mit einer Entstehgsgesch. u. Gesch. d. Legende. 2 starke Bde. eleg. cart. statt Mk. 9.— für **Mk. 3.**—;
Herzog's Kirchengesch. 3 Teile. m. Ergänzungsbd. Kirchengesch. des XIX. Jahrh. statt Mk. 20.— für **Mk. 10.**—;
Schenkel, Bibel-Lexikon, 5 Bde. mit Abbild. und Karten statt Mk. 40.— für **Mk. 12.**—.
Vorstehende Werke bietet an in tadellosen Exemplaren zu den beigesetzt. mäßigen Preisen, auch im Umtausch,

Alfred Lorentz,
Antiquariat.
Leipzig, Kurprinzstr. 10.

Fütterungskasten für Vögel!



Fütterungskasten für Vögel! Allen Freunden der Vogelwelt empfohlen! Die Kasten drehen sich mit dem Winde, sodaß sie stets einen geschützten Zufluchtsort für die Vögel bilden, und das Futter nicht verschneien kann. Zu beziehen für $3\frac{1}{2}$ Mark vom Mechaniker

R. Wolf, Delitzsch.

La Bocaina

St. Felix-Cigarre mit Havana-Einlage
allgemein beliebt
elegante volle Form
sehr gehaltvoll, dabei mild und lieblich.
Preis per Mille Mark 72.—
verpackt in $^1/_{10}$-Kisten.
Von 200 Stück an portofrei zu beziehen von
Heinr. Wilhelmi in Bremerhaven.

Gnadenberger Cigarren-Lager
Eugen Diel, Gnadenberg bei Bunzlau.
Als sehr preiswert empfehle ich die wirklich gute Sumatra-Cigarre
„Molly"
100 Stück 4 Mark.
Preisverzeichnis auf Verlangen gratis und portofrei.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig